NZZ
Nr. 46
MAI 2023

GESCHICHTE



Weltmacht Rom

Wie baut man ein Imperium?

NZZ GESCHICHTE
Römisches Reich
Mai 2023

Liebe Leserin, lieber Leser

Grossreiche sind heutzutage nicht mehr die dominierende Staatsform – auch wenn gewisse Staatsoberhäupter am geschwundenen imperialen Einfluss leiden –, wir leben in einer Welt von Nationalstaaten. Doch die Fragen, die sich zur Zeit des Römischen Reichs stellten, sind nach wie vor virulent. Wie bildet man aus Vielfalt eine Einheit? Sollen Neuankömmlinge sofort dazugehören, oder will man sie als Fremde behandeln? Und wenn sie Bürger werden und in den Genuss von Rechten kommen, was müssen sie im Gegenzug leisten?

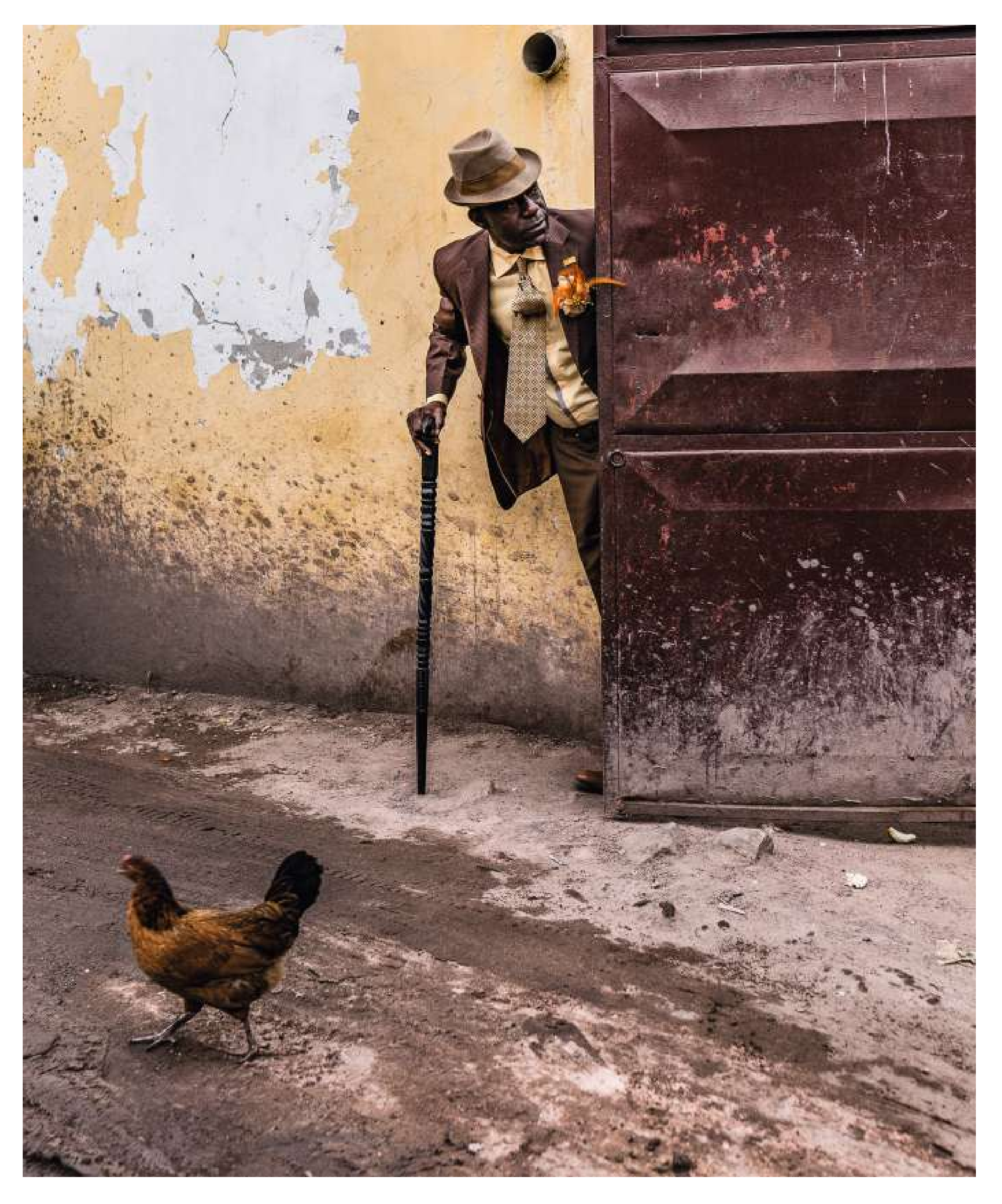
Auf solche Ungewissheiten antworteten die meisten Gebildeten und Meinungsmacher heute mit dem Schlagwort «Multikulturalismus», schrieb der Soziologe Zygmunt Bauman in seiner Essaysammlung *Gemeinschaften. Auf der Suche nach Sicherheit in einer bedrohlichen Welt*. Es bedeute so viel wie: «Leider können wir dir aus dem Durcheinander, das dich umgibt, auch nicht heraushelfen.» Wenn Toleranz allerdings mit Gleichgültigkeit einhergehe, könnten Kulturgemeinschaften «zwar nebeneinander leben», aber sie würden «selten miteinander sprechen» und somit nicht von ihrem Zusammenleben profitieren. Im schlimmsten Fall bekämpfen sie sich.

Das haben, wie der Autor unserer Titelgeschichte zeigt, auch die römischen Herrscher erkannt – und mutig zu einem Gegenmittel gegriffen.

Lea Haller, Redaktionsleiterin

Cover-Illustration: Jörn Kaspuhl

INHALT



Brazzaville, Kongo, 2017: Basile Gandzion, Personalleiter von Beruf, hat sich ausgehbereit gemacht – mit Haute Couture im Dandy-Look.

→ Seite 82

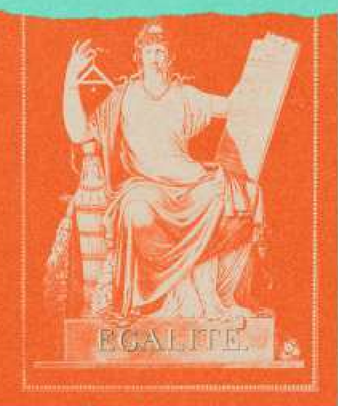
Bild: Tariq Zaidi

INHALT

ERKLÄRUNG DER MENSCHENRECHTE

1789, mit der Französischen Revolution, kommt ein Versprechen in die Welt: «Die Menschen werden frei und gleich an Rechten geboren und bleiben es.» Doch augenblicklich zeigt sich, dass die Menschenrechte nicht für alle Menschen gelten: Man braucht dafür Eigentum. Und das richtige Geschlecht.

Text Brigitte Studer **Illustration** Ricardo Santos


ÉGALITÉ




THE UNIVERSAL DECLARATION
OF Human Rights
Déclaration des Droits de l'Homme
et du Citoyen.
(6)
lumières et de sagacité, dans l'ignorance la plus crasse, il veut commander en despote sur un sexe qui a reçu toutes les facultés intellectuelles; il prétend jouir de la révolution, et réclamer ses droits à l'égalité, pour ne rien dire de plus.
DÉCLARATION DES DROITS DE LA FEMME ET DE LA CITOYENNE,
A décréter par l'Assemblée nationale dans ses dernières séances ou dans celle de la prochaine législature.
PRÉAMBULE.
Les mères, les filles, les soeurs, représentantes de la nation, demandent d'être constituées en assemblée nationale. Considérant que l'ignorance, l'oubli ou le mépris des droits de la femme, sont les seules causes des malheurs publics et de la corruption des gouvernemens, ont résolu d'exposer dans une déclaration solemnelle, les droits naturels, inaliénables et sacrés de la femme, afin que cette déclaration, constamment présente à tous les membres du corps social, leur rappelle sans cesse leurs droits et leurs devoirs, afin que les actes du pouvoir des
(7)
UNITED NATIONS



Am 14. Juli 1789 stürmte eine aufgebrachte Menschenmenge die Bastille, das verhasste Festungsgefängnis, Symbol der königlichen Macht mitten in Paris. Das war die entscheidende Wende der Französischen Revolution: Kurz darauf wurde die absolutistische Monarchie mit ihren Privilegien für Adel und Klerus abgeschafft. Am 26. August verkündeten die Revolutionäre feierlich ihr egalitäres Menschenbild, basierend auf den aufklärerischen Werten der Gleichheit und der Freiheit der Individuen.

«Die Menschen werden frei und gleich an Rechten geboren und bleiben es», heisst es in Artikel 1 der *Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte*. Damit war der Massstab gesetzt, an dem sich fortan moralische Ansprüche und demokratische Verfassungen orientieren konnten. Heute ist die Sprache der Menschenrechte allgegenwärtig: Wer gegen Diskriminierung und Rechtlosigkeit vorgeht, beruft sich auf sie.

Die Deklaration von 1789 umfasste nicht nur die Prinzipien der Demokratie, der Gewaltenteilung und der Meinungs- und Pressefreiheit: Sie proklamierte auch das Recht auf Eigentum, auf Sicherheit und auf Widerstand gegen Unterdrückung. Wie die amerikanische Unabhängigkeitserklärung, die ihr 1776 vorausgegangen war, postulierte sie zudem den Grundsatz, dass niemand besteuert werden dürfe, ohne politisch repräsentiert zu sein. Die französische Verfassung, die 1791 verabschiedet wurde, zeigte dann aber, dass die neuen Bürgerrechte nicht für alle galten: Nur Männer mit einem bestimmten Steueraufkommen – sprich Wohlstand – erhielten das Aktivbürgerrecht. Angehörige der unteren Schichten, Bedienstete, Sklaven und Frauen, folglich alle, die kein Eigentum besassen oder die der Herrschaft eines Hausvorstands unterworfen waren, blieben von den demokratischen Errungenschaften ausgeschlossen.

Dieser Ausschluss blieb nicht unwidersprochen, denn in der Zeit der Französischen Revolution wurden auch die Frauen politisch aktiv. Sie traten auf der Strasse und in der Nationalversammlung auf, stellten Forderungen, reichten Petitionen ein, organisierten Boykotte, debattierten in aufklärerischen Reformzirkeln und gründeten eine eigene Presse und eigene Klubs. Im September 1791 trat Olympe de Gouges mit ihrer *Erklärung der Rechte der Frau und der Bürgerin* gegen die Ungleichbehandlung an. Ihr Text war weit mehr als eine weibliche Version der *Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte* von 1789. Auch wenn er wie seine Autorin schnell in Vergessenheit geriet und erst in den 1970er Jahren mit der Neuen Frauenbewegung wiederentdeckt wurde: Damals war er eine Provokation, denn er zeigte, wie beschränkt das Gleichheitsverständnis der Revolutionäre war.

Mit ihrer *Erklärung* legte Olympe de Gouges ein politisches Projekt vor, das über ein verfasstes Frauenrecht hinauswies. Ein solches forderte sie zwar auch, vor allem aber formulierte sie einen Katalog der Rechte aller Menschen, ob Mann oder Frau. De Gouges entwarf eine Demokratie, in der alle gleichberechtigt an der Gesellschaft, ihrer Gestaltung und ihren Ressourcen teilhaben. Das Gesetz könne nur Ausdruck des Gemeinwillens sein, schrieb sie, wenn «alle Bürgerinnen und Bürger persönlich oder durch ihre Vertreter an seiner Bildung mitwirken». Konsequenterweise musste der Zugang «zu allen Würden, Stellungen und öffentlichen Ämtern» auch den Frauen offenstehen – «ohne andere Unterschiede als die ihrer Tugenden und Talente». Ein unerhörter Gedanke, damals und noch für lange Zeit danach.

Wie aber war es überhaupt möglich, die Gleichheit aller Menschen zu verkünden, nur um diese Gleichheit mit der Verfassung umgehend wieder zu beschneiden? Die Gründe dafür sind vielschichtig. Zum einen traf der Idealismus der Menschenrechte in der realen Politik auf ebenso reale Machtverhältnisse. Zum anderen war das universalistische Menschenbild, das hinter den Menschenrechten stand, nicht universal gültig:

Die Serie

Bisher erschienen:

- Russische Revolution
- Boxeraufstand

Nächste Folge: Beveridge-Plan

Andere Akteure vertraten andere Menschenbilder. Für die Frauenrechte gilt das ganz besonders, denn sie haben eine Crux. Zwar sind alle Menschen, Mann und Frau, «natürlich» gleich (wie damals der Marquis de Condorcet argumentierte). Aber: Als Geschlecht sind sie auch unterschiedlich! In der Aufklärung hatte sich zwar eine naturrechtliche Idee der Gleichheit gebildet, doch die Mehrheit der Männer vertrat stattdessen eine natürliche Geschlechterdifferenz. In dieser Vorstellung galten Häuslichkeit und Unterordnung unter den Ehemann oder den *pater familias* als Tugenden der Frau.

Darum konnte die von den Revolutionären verkündete Freiheit Olympe de Gouges nicht genügen. Es brauche auch die Gerechtigkeit, erklärte sie, damit die «citoyenne», die Bürgerin, «ihre natürlichen Rechte» ausüben konnte. Weil die Frauen immer auch «Mütter, Töchter, Schwestern» seien (Ehefrauen erwähnt sie nicht), müssten ihre Rechte gegen die «ständige Tyrannei» der Männer gesichert werden. Tatsächlich machten die Menschen- und Bürgerrechte vor dem Privaten halt, vor dem Ehe- und Familienrecht. Den Frauen wäre es wichtig, erklärte de Gouges, das Recht auf Vaterschaftsklage bei einer ausserehelichen Mutterschaft, das in jenen Jahren erodierte, wiederherzustellen.

Heute gilt Olympe de Gouges als moderne Vorläuferin der Frauenrechte. Geboren 1748 als Marie Gouze in Montauban nördlich von Toulouse, war sie die uneheliche Tochter des Marquis Jean-Jacques Le Franc de Pompignan, eines Dichters und Gelehrten. Mit siebzehn Jahren gegen ihren Willen verheiratet, mit zwanzig Witwe geworden, zog sie Anfang der 1770er Jahre mit ihrem Sohn nach Paris. Dort änderte sie ihren Namen und beanspruchte selbstbewusst den verpönten Status einer illegitimen Geburt. Sie verkehrte in den intellektuellen und künstlerischen Kreisen der Pariser Aufklärung und entwickelte eine intensive Publikationstätigkeit, obwohl sie als Frau kaum über Schulbildung verfügte: politische Schriften, Pamphlete und Theaterstücke, die sie oft auf eigene Kosten druckte und verbreitete. Zusammen mit heute berühmten Aufklärern wie dem Comte de Mirabeau, der für die Gleichstellung der Juden eintrat, oder dem Marquis de Condorcet, der als Verteidiger der Gleichstellung der Geschlechter in die Geschichte eingegangen ist, gehörte sie der *Société des Amis des Noirs* an, der Gesellschaft der Freunde der Schwarzen. Ihr erstes Stück prangerte den Sklavenhandel Frankreichs in seinen Kolonien an. Es wurde nach zahlreichen Interventionen erst 1789 unter dem Titel *L'esclavage des nègres* aufgeführt, auf Druck der Plantagenbesitzer aber bald abgesetzt.

Daneben engagierte sich de Gouges für soziale Gerechtigkeit und das Recht auf Scheidung, bezeichnete die kirchliche Ehe als «Grab der Liebe und des Vertrauens» und forderte stattdessen einen Ehevertrag. Weil sie die Todesstrafe ablehnte, trat sie in den Jahren des revolutionären «Terrors» als dezidierte Gegnerin des führenden Jakobiners Maximilien de Robespierre auf. Als sie in einer Stellungnahme, die sie an den Hauswänden hatte plakatieren lassen, eine Abstimmung über Frankreichs Regierungsform forderte, wurde sie verhaftet und am 30. Oktober 1793 guillotiniert. Realität wurde somit nur der erste Teil des berühmtesten Satzes ihrer Deklaration: «Die Frau hat das Recht, das Schafott zu besteigen, also muss sie auch das Recht haben, die Rednertribüne zu besteigen.»

Als «virago» bezeichnete sie der Staatsanwalt Pierre Gaspard Chaumette nach ihrem Tod, als «Mannweib», das «politisieren» wollte. Er warnte das andere Geschlecht: Ehrenhaft seien nur Frauen, die sich auf die Aufgaben beschränken, die ihnen die Natur zugewiesen habe. «Wenn nötig werden wir sie dazu zwingen.» Chaumettes Aussage stand ganz im Zeichen der antifeministischen Wende, welche die Revolution genommen hatte. Aus der Ambivalenz gegenüber politisch handelnden Frauen war Ablehnung geworden.

Nachdem die republikanische Verfassung von 1793 nochmals den Ausschluss der Frauen aus den politischen Rechten bekräftigt hatte, beschloss die Nationalversammlung just am Todestag von Olympe de Gouges das Verbot der Frauenklubs. Sie seien «eine Geissel für die häuslichen Sitten», meinte der Chef des revolutionären Wochenblatts *Révolutions de Paris,* Louis Marie Prudhomme.

Es waren freilich nicht nur die Frauen, die die proklamierten neuen Rechte und ihre Anerkennung als politische Subjekte forderten. So gewährte die Nationalversammlung 1791 den Juden die vollständige bürgerliche Gleichberechtigung, nicht aber den Sklaven der Zucker- und Kaffeekolonie Saint-Domingue, heute Haiti. Einzig der wohlhabenden Minderheit der «gens de couleur libres» (der befreiten Schwarzen und Mulatten) machte sie Konzessionen. In der Nacht vom 22. auf den 23. August 1791 revoltierten die Sklaven der Kolonie. Zum Anführer avancierte der 1776 freigelassene François-Dominique Toussaint Louverture. Als früherer Haussklave kannte er die Versprechen der Französischen Revolution, stand aber auch in der Tradition der widerständischen afrikanischen Voodoo-Kultur.

Der Aufstand war erfolgreich. 1794 schaffte Frankreichs Nationalversammlung die Sklaverei ab, doch bereits 1802 führte Napoleon Bonaparte sie wieder ein und liess Toussaint Louverture einsperren. Die Insel zurückzuerobern, gelang Napoleon aber nicht: Haiti wurde 1804 unabhängig und war somit der erste durch ehemalige Sklaven gegründete Staat. Toussaint Louverture erlebte das nicht mehr, er starb 1802 in einem französischen Gefängnis bei Pontarlier.

Erst mit dem Zweiten Weltkrieg und der Gründung der Vereinten Nationen nahm die Idee der Menschenrechte wieder Fahrt auf. Allerdings verlief die Arbeit der Uno-Menschenrechtskommission unter dem Vorsitz von Eleanor Roosevelt, der Witwe des früheren US-Präsidenten Franklin Roosevelt, zäh. 1948 konnte sie nach langem Ringen die *Allgemeine Erklärung der Menschenrechte* verabschieden. Der Druck der Imperialmächte (insbesondere Grossbritanniens und Frankreichs) sorgte dafür, dass eine rechtsverbindliche Vereinbarung zur Umsetzung zunächst fehlte, ebenso das Recht auf Selbstbestimmung der Nationen.

War die Erklärung der Vereinten Nationen etwas konzeptuell Neues, oder stand sie in der Kontinuität der Französischen Revolution? Die Geschichtswissenschaft ist sich uneinig. 1948 wurde der Katalog der Rechte ausgeweitet, namentlich auf soziale Rechte. Unterschiedlich ist auch das Verhältnis zur staatlichen Souveränität. Während der Französischen Revolution galt der Nationalstaat als Garant der persönlichen Rechte – 1948 implizierte der Schutz dieser Rechte hingegen, dass die Macht des Staats zugunsten einer suprastaatlichen Institution beschnitten wurde. Es war eine Entwicklung, die ohne den nationalsozialistischen Rassenwahn nicht denkbar gewesen wäre. Die Greuel des Zweiten Weltkriegs führten auch dazu, dass die von liberalen Juristen wie Hersch Lauterpacht und Raphael Lemkin formulierten Begriffe «Verbrechen gegen die Menschlichkeit» und «Genozid» Eingang ins Völkerrecht fanden.

Etwas haben die Deklaration der Französischen Revolution und jene der Uno auf jeden Fall gemeinsam: Vollständig umgesetzt wurden sie beide nicht. Aber sie haben ein Versprechen in die Geschichte eingeführt. Es dient bis heute als Hebel im Kampf um Rechte. |G|

Weiterführende Literatur

Olivier Blanc: Olympe de Gouges. Paris 2022.
Flavio Eichmann: Krieg und Revolution in der Karibik. Oldenburg 2019.
Ute Gerhard: Menschenrechte – Frauenrechte 1789, in: Viktoria Schmidt-Linsenhoff (Hg.): Sklavin oder Bürgerin? Frankfurt a. M. 1989, S. 55–72.
Mary Ann Glendon: A World Made New. New York 2001.
Olympe de Gouges: Die Rechte der Frau. Hg. und übersetzt von Gisela Bock. München 2018.
Sudhir Hazareesingh: Black Spartacus. München 2022.
Samuel Moyn: The Last Utopia. Cambridge, Massachusetts 2010.
Philippe Sands: Rückkehr nach Lemberg. Frankfurt a. M. 2018.



Brigitte Studer, Jahrgang 1955, ist emeritierte Professorin für Schweizer und Neueste Allgemeine Geschichte der Universität Bern. Ihre Forschungsschwerpunkte sind die Geschlechtergeschichte, die Geschichte des Sozialstaats, die Geschichte von Nationalität und Bürgerrechten sowie die Geschichte des internationalen Kommunismus.

Illustration: Agata Marszalek

NZZ | Shop

shop.nzz.ch | +41 44 258 13 83

*Sonderpreise für Abonnentinnen und Abonnenten

Frühlingsneuheiten für Ihre Wohlfühloase.

Der NZZ Shop ist ein Ort, an dem Sie besondere Dinge und aussergewöhnliche Produkte finden und entdecken können. Alle Objekte stammen von ausgewählten Herstellern und kleinen, regionalen Manufakturen, welche mit uns die gleichen Werte und den gleichen Anspruch an das Besondere teilen.



Korbtaschen

Korbtaschen in den frühlingshaften Farben Pale Blue, Lime Green und Light Grey,
Masse: 48 × 14 × 32 cm (B × T × H),
Preis: je Fr. 65.– / Fr. 55.–*



Schalenset mit Holztablett

Bunte Schalen für einen gemütlichen Apéro im Garten,
Masse Tablett: 33 × 22,5 × 5 cm (B × T × H),
Masse Schalen: 10,5 × 10,5 × 4 cm (B × T × H),
Preis: Fr. 79.– / Fr. 69.–*



Stacking Planter

Eleganter Pflanzentopf in Weiss oder Terracotta,
Masse gross: 22 × 22 cm (H × B),
Preis: Fr. 128.– / Fr. 118.–*
Masse klein: 11 × 22 cm (H × B),
Preis: Fr. 105.– / Fr. 95.–*





Gartenskulptur Rabe Bronze

Edle Skulptur für den Garten,
Masse: 36 × 56 × 14 cm (H × B × T), Preis: Fr. 790.–



Gartensteckerset Mohn 3-teilig

Hübscher Hingucker für die Outdoor-Oase, Masse: ca. 60, 70, 80 cm (H),
Preis: Fr. 149.–

«Diese Form des Zusammenlebens ist nicht totzukriegen»

Wir hätten ein falsches Bild der bürgerlichen Familie, sagt Joachim Eibach: Als sie erfunden wurde, sei sie offener und lebendiger gewesen. Ein Gespräch über Liebe und Vertrauen, Hausarbeit und Impotenz.

Interview Daniel Di Falco
Bild Beat Schweizer

Geschlechterrollen, Arbeitsteilung, Vereinbarkeit mit dem Beruf: Familie ist zum Politikum geworden. Und wenn man der Debatte glaubt, dann kämpfen wir mit dem Erbe der bürgerlichen Ära, einem überkommenen Familienmodell. Joachim Eibach, Historiker an der Universität Bern, hat über die Familie in der «bürgerlichen Moderne» ein Buch geschrieben, und das kann man wörtlich nehmen: Mitunter waren die familiären Verhältnisse zwischen dem späten 18. und dem frühen 20. Jahrhundert moderner, als man meinen könnte. Mit einem mikroskopischen Blick auf acht Fallbeispiele ist Eibach in die Lebenswelten zwischen Esstisch und Schlafzimmer vorgestossen, in die Realität jenseits der Normen. «Im Alltag sieht man», sagt er, «wie Gesellschaft funktioniert.»

NZZ Geschichte: **Das 19. Jahrhundert sei «ein Jahrhundert der Familie» gewesen, schreiben Sie. Was heisst das?**
Joachim Eibach: Die Zeit zwischen 1800 und 1900 ist die grosse Zeit der bürgerlichen Gesellschaft, und in diesem Jahrhundert wird ein regelrechter Kult der Familie betrieben. Man sieht das an den Unmengen von Familiengemälden und Familienfotos, die damals entstehen. Man sieht es aber auch in der Politik, wo die Familie zum Gegenstand von Programmen und Propaganda wird. Der deutsche Philosoph Georg Wilhelm Friedrich Hegel publiziert 1820 seine *Grundlinien der Philosophie des Rechts*, und er bezeichnet die Ehe als «unmittelbares sittliches Verhältnis», als moralischen Kern der bürgerlichen Gesellschaft.



«Wenn man weiss, welche Probleme in der Geschichte von Ehe und Familie angelegt sind, kann man auch persönlich besser mit ihnen umgehen.» Joachim Eibach auf dem Areal der Universität Bern im Länggassquartier, März 2023.

Familie ist also mehr als ein individueller Entscheid, sie gilt als Unternehmung zum Wohl der Allgemeinheit. Zugleich muss derselbe Hegel vor den Risiken warnen: Basis der Ehe dürfe nicht die «Zufälligkeit der Leidenschaften» sein.

Was hat es mit diesen Leidenschaften auf sich?
Es geht um die Liebe. Unsere heutige Idee, was Ehe und Familie sind, entsteht in der Zeit um 1800. Bis dahin hat man geheiratet, um Haus und Stand zu wahren. Wenn man einen Bauernhof erbte, Meister eines Handwerks oder Bürger einer Stadt wurde, dann gehörte Heiraten dazu. Nun aber taucht die Liebe im bürgerlichen Wertehimmel auf, und darauf reagiert Hegel: Es wird legitim, ja geradezu notwendig, aus der Vorstellung einer Seelenverwandtschaft heraus zu heiraten. Liebe ich ihn? Will ich sie heiraten? Das ist die Frage, die sich die Leute zunehmend stellen.

Vorher taten sie das nicht?
Ueli Bräker beispielsweise, der «arme Mann aus dem Toggenburg», wie er sich in seinen Memoiren nannte, hat sich das noch nicht gefragt, als er in den 1750er Jahren ans Heiraten dachte. Er kannte Liebe als intensives Gefühl, aber es ging ihm darum, die passende Frau zu finden, um mit ihr ein Hauswesen zu gründen. Vor dem 19. Jahrhundert basierte Ehe auf Loyalität im Wirtschaften und Haushalten, auf einer Gefährtenschaft. Das war etwas anderes als die Seelenverwandtschaft, die wir heute Liebe nennen und in Sachen Ehe und Familie für selbstverständlich halten.

Wie kann aus einer derart individuellen Regung wie der Liebe eine gesellschaftliche Entwicklung werden?
Das ist eine Frage, die eine ganze Vorlesungsreihe hergäbe. Kurz gesagt: Auch Gefühle sind kulturell und geschichtlich geformt. Liebe gab es sicher schon vor dem 19. Jahrhundert, aber es kommt darauf an, wie man eine solche Regung lebt, welches Handeln daraus wird, und hier kommt die Gesellschaft ins Spiel. Selbst jene Entscheide, die wir aus den persönlichsten Motiven heraus treffen, werden ja von anderen ähnlich getroffen. Welche Namen geben wir unseren Kindern? Ich denke mir einen tollen, ausgesprochen individuellen Namen aus, vielleicht Emma oder Leon, doch wenn das Kind dann in den Kindergarten kommt, sieht es: Da sind ja lauter Emmas und lauter Leons. Und so ist es auch kein Zufall, in wen ich mich verliebe. Oder dass körperliche und sexuelle Attraktivität um 1800 eine geringere Rolle für die Liebe spielen als heute, wo uns in den Medien laufend halb- bis dreiviertelnackte Körper begegnen. Und wenn sich die Leute gegen Ende des 19. Jahrhunderts plötzlich massenhaft scheiden lassen, dann steht auch dahinter eine gesellschaftliche Entwicklung.

Welche?
Mit der fortschreitenden Industrialisierung in jener Zeit ändern sich die Geschlechterverhältnisse. Für die Frauen gibt es neue Chancen, selbständig zu sein. Typische Berufe, die damals entstehen, sind Lehrerin und Telefonistin. Viele Eltern halten ihre Töchter an, eine Ausbildung zu machen, statt auf eine gute Partie zu warten, die vielleicht nie kommt. Die Frauen werden unabhängiger, und wenn sie verheiratet sind, können sie, wenn es sein muss, auf ihre Ehe verzichten.

In der Schweiz ist die Scheidungsrate in jenen Jahren besonders hoch.

Das rührt womöglich daher, dass sich die Modernisierung der Gesellschaft hier später und umso massiver durchsetzt. Aber der Wandel der Arbeitswelt hat überall die gleiche Folge: Das bürgerliche Modell der Familie verliert an Prägekraft.

Dieses Modell besagt: Die Frau ist Mutter und Ehefrau und kümmert sich um das häusliche Wohl.
So ist es – jedenfalls in der Theorie. Der Mann verlässt derweil das Haus und sorgt für das Auskommen der Familie.

«Den Wunsch nach sexueller Erfüllung gibt es schon vor der Zeit um 1900. Aber nun wird er zum erklärten Anspruch im Rahmen der bürgerlichen Ehe.»

Und was bedeutet die neue gesellschaftliche Realität für die Männer?
Massive Verunsicherung. Sie sehen sich unter Druck gesetzt, weil sie die bürgerliche Norm nicht mehr erfüllen, das Ideal des souveränen und dominanten Manns. Die «Neurasthenie», die Nervenschwäche, wird um 1900 zu einem typischen medizinischen Leiden, aber auch zum Inbegriff für die gesellschaftlichen Zustände jener Zeit. In den Tagebüchern und Briefen, die ich untersucht habe, hat das deutliche Spuren hinterlassen: Es gibt Männer, die um ihre Potenz fürchten.

Sie spielen auf eine Prominentenehe in Deutschland an, jene zwischen dem Maler Otto Modersohn und der Malerin Paula Becker.
Genau. Die zwei lernen sich in der Künstlerkolonie Worpswede bei Bremen kennen, sie verstehen sich, sie verlieben sich, 1901 heiraten sie, und anfangs sieht alles gut aus. Er hat einen Namen als Künstler, kann seine Landschaftsbilder verkaufen und verdient damit, was die beiden zum Leben brauchen, während sie moderner malt und kaum etwas ausstellen kann. Zwar hält die Kunst die beiden zusammen, doch die Ehe verdüstert sich bald. Paula setzt sich wiederholt ab nach Paris, um eine Auszeit zu nehmen und ihren eigenen Weg zu suchen. 1906 lässt sie ihren Otto schliesslich sitzen – nicht zuletzt mit dem Vorwurf, nicht befriedigt worden zu sein. «Ich habe fünf Jahre neben ihm gelebt, ohne dass er mich zu seiner Frau machte», schreibt sie einem Bekannten, «das war Tierquälerei.»

Ein relevanter Moment für die Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft?
Ich denke schon, denn daran sieht man, wie sich diese Gesellschaft um die Wende zum 20. Jahrhundert zu verändern beginnt. Es gibt einen kulturellen Wandel, einen Aufbruch, und nicht von ungefähr bricht er sich in jenem Milieu Bahn, dem Becker und Modersohn angehören. In Worpswede gibt es wie auf dem Monte Verità bei Ascona eine dieser Aussteiger- und Künstlergemeinschaften, in denen eine gesellschaftliche Avantgarde andere Formen des Zusammenlebens erprobt. Ein neuer Umgang mit Körperlichkeit gehört ebenso dazu wie der Wunsch nach sexueller Erfüllung. Auch den gab es früher schon, aber nun wird er zum erklärten Anspruch. Man kann darauf bestehen im Rahmen der bürgerlichen Ehe.

Wobei die Ehe, im Fall Modersohn-Becker, an diesem Anspruch fast scheitert.
Ja, Paula will die Scheidung, aber Otto stimmt ihr nicht zu. Dazu kommt, dass sie es in Paris nicht schafft, sie braucht sein Geld. 1907 kehrt sie zurück, die beiden schaffen einen Neustart und bekommen sogar ein Kind, denn er hat sich sein Problem eingestanden und es inzwischen mit ärztlicher Hilfe gelöst. Man kann sagen, dass das bürgerliche Modell von Ehe und Familie in der Zeit um 1900 unter Druck kommt. Zugleich zeigt sich hier, was diese Form des Zusammenlebens eben auch ausmacht: die Bereitschaft, sich immer wieder an einen Tisch zu setzen, das «commitment» der Beteiligten, neudeutsch gesagt. Das ist es, was Familie so attraktiv macht, und zwar bis heute.

Tatsächlich?
Gewiss. Auch wachsende Scheidungsraten bedeuten ja nicht, dass es die Leute nachher nicht wieder probieren. Böse gesagt: Familie ist nicht totzukriegen, entgegen vielen Prognosen, und dafür scheint es Gründe zu geben, heute erst recht, da die Gründung einer Familie eine Option und keine Pflicht mehr ist. Familie versteht sich, bei allen Unterschieden, als Paarbeziehung, in der Regel mit Kindern, die auf gemeinsamem Wirtschaften beruht und nicht flüchtig, sondern auf Kontinuität angelegt ist. Diese Verbindlichkeit ist zentral. Sie ermöglicht Vertrauen, gerade in Zeiten individueller oder gesellschaftlicher Krisen.

Ihr Buch heisst allerdings *Fragile Familien*. Das klingt nicht wie ein geglücktes Projekt.
Was heisst fragil? Das Fragile ist zerbrechlich, es ist gefährdet, aber zugleich will man es schützen, denn es ist wertvoll. Gerade weil man der Familie und besonders der Liebe im 19. Jahrhundert so viel Bedeutung gibt und sie in den Mittelpunkt stellt, kann man schon damals fast ahnen, dass sie es in der Realität nicht leicht haben werden. Und genau so ist es: Wir sind nicht immer moralisch und fromm und lieb miteinander. Darunter leidet etwa schon Henriette Stettler, eine Frau aus dem Berner Patriziat, in den 1780er Jahren: Sie macht sich in ihrem Tagebuch bittere Vorwürfe, weil sich ihre Kinder ständig am Esstisch zanken.

So ungesittet geht es in den besten Familien zu.
Sicher, aber diese Frau hängt dem Pietismus an, einer besonders frommen Art des Protestantismus. Hier legt man viel Wert auf die Erziehung der Kinder, und wenn sie scheitert und sich die Kinder unsittlich verhalten oder, schlimmer noch, man selber, wird das zu einem massiven Problem.

> «Bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts gibt es in der Schweiz und anderswo Eheverbote für Armengenössige oder Handwerksgesellen.»

Was hat der Pietismus der 1780er Jahre mit der Bürgerlichkeit zu tun, die ab 1800 aufblüht?
Das bürgerliche Modell der Familie kommt nicht aus dem Nichts, es hat Vorläufer. Das Konzept der Liebe stammt aus der Romantik, und ein weiterer Impuls ist der Pietismus mit seinem Streben nach Sittlichkeit und nach Innerlichkeit. Auch von dieser Innerlichkeit hat Henriette Stettler eine klare Vorstellung, wie man in ihrem Tagebuch

sieht: Sie versteht ihre Familie als intime, abgeschlossene Sphäre. Am liebsten würde sie nichts anderes tun als mit ihrem Mann und ihren Kindern beten, Lieder singen, Erbauungsschriften lesen und spazieren gehen. Aber ihr Mann ist Landvogt in Frienisberg und später Ratsherr in Bern, das Haus der Familie ein Ort der Geselligkeit, wo ständig Leute ein und aus gehen, andere Amtsträger, Offiziere, Freunde, und das ist ihr alles zu viel. Sie ersehnt jene häusliche Intimität, die dann später zur Norm der bürgerlichen Familie wird. Und etwas Weiteres zeichnet sich im Pietismus bereits ab: das bürgerliche Leistungsstreben. Man legt viel Wert auf Disziplin und schulischen Erfolg. Wer schlechte Noten nach Hause bringt, dessen Geburtstag wird nicht gefeiert.

Sie haben Ihre wichtigste Quelle genannt, die Tagebücher. Warum haben Eheleute über ihre Ehe geschrieben?
Die Motive ändern sich, aber im Kern geht es immer um Vergewisserung, wer man ist. Im Pietismus ist das Tagebuch eine Beichte vor Gott, man registriert seine Verfehlungen, um sich zu bessern. Henriette Stettler, die Berner Ratsherrenfrau, führt sogar Strichlisten über ihre verschiedenartigen Sünden: Habe ich weniger Anfälle von Wut? Schimpfe ich nicht mehr so oft mit den Bediensteten? Bin ich eine bessere Hausmutter geworden?

Ist der Pietismus eine Buchhalterkonfession?
Das darf man so sagen. Es ist auch kein Zufall, dass die Obrigkeiten zur selben Zeit die «Kameralistik» einführen, die quantifizierende Erfassung von Land und Leuten: Sie bilden Statistiken über die Demografie oder das Wirtschaftsleben. Was also Henriette Stettlers Mann als Landvogt tut, macht sie im Privaten. Aber wir reden hier nur von einer einzelnen Funktion, die ein Tagebuch haben kann. Für andere ist es ein imaginierter Freund, mit dem sie sich austauschen. Und mitunter ist es auch eine Familienchronik.

Man rechnet schon mit einem Publikum, wenn man Tagebuch schreibt?
Ja, und das zeigt sich etwa daran, dass bestimmte Namen verschlüsselt werden. Oder Passagen auf Französisch notiert sind, weil womöglich die Dienstmagd mitliest. Mitunter sind auch ganze Seiten herausgeschnitten, weil die Nachwelt nicht alles wissen soll. Für einen Historiker sind Tagebücher auf jeden Fall grossartige Quellen. Man kommt weg von der politischen und kirchlichen Familienpropaganda und erhält einen Einblick in die Praxis, ins normale familiäre Durcheinander. Und man lernt: Das bürgerliche Modell hat eine grosse Ausstrahlung, nicht nur im Bürgertum, auch in der Arbeiterschaft. Zugleich geht der Alltag nicht ohne Probleme in diesem Modell auf.

Ein Problem ist: Manche dürfen gar nicht heiraten und eine Familie gründen.
Das ist einer der fundamentalen Widersprüche des bürgerlichen Liberalismus: Die ganze Welt soll ein bürgerliches Leben führen, aber das dürfen nicht alle. Bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts gibt es in der Schweiz und anderswo Eheverbote für Armengenössige oder Handwerksgesellen.

Weshalb?
Weil man nicht will, dass sie und ihre Kinder der Armenkasse zur Last fallen. Ehe und Familie sind auch mit der Idee wirtschaftlicher Selbständigkeit verbunden. Darum müssen die Gesellen zuerst

Meister werden und ihren eigenen Betrieb eröffnen, bevor sie heiraten dürfen. Man darf nicht vergessen, dass zur Ära der frühen Industrialisierung auch der Pauperismus gehört, die Verarmung weiter Teile der Bevölkerung. Bürgerlichkeit muss man sich aber eben leisten können.

Gibt es darum die Mitgift?

Mitgift ist als Ritual, aber auch ökonomisch wichtig. Während die heiratswilligen Männer ihre wirtschaftliche Selbständigkeit ausweisen müssen und für das Auskommen der künftigen Familie verantwortlich sind, bringen die Frauen beziehungsweise ihre Eltern die Mitgift ein. Sie ist eine Art Startkapital, etwa für die Gründung eines Geschäfts. Aber auch hier sieht die Praxis manchmal anders aus. Ferdinand Beneke, ein Hamburger Advokat, heiratet 1807 Caroline von Axen, eine Tochter aus besten Verhältnissen, und obwohl er verschuldet ist, lehnt er ihre Mitgift ab: In seinen Augen widerspricht sie der romantischen Idee der Liebe.

Offenbar besteht die bürgerliche Institution der Familie fast nur aus Widersprüchen.

Man darf sich diese Bürgerlichkeit nicht hart und verkrustet vorstellen. In ihren Anfängen um 1800 ist sie vergleichsweise offen, flexibel, innovativ. Ferdinand Benneke steht für eine sensible Männlichkeit, während Caroline die Familienfinanzen führt. Zudem gibt es auch diese hermetische Privatheit nicht, die wir heute mit der bürgerlichen Familie verbinden. Man strebt nach Intimität, aber gleichzeitig sind die Häuser offen. Freunde, Verwandte und Gäste verkehren hier unkompliziert, unter dem gleichen Dach wohnt vielleicht eine unverheiratete Schwester, die sprichwörtliche «Tante», und oft arbeitet der Mann daheim.

Das Home-Office wurde also nicht mit Covid erfunden?

Definitiv nicht. Für die Fabrikarbeiterschaft war es natürlich anders, aber gerade die Prototypen des Bürgertums – Advokaten, Ärzte, Pfarrer – hatten alle ihr Arbeitszimmer im Haus und empfingen dort ihre Klienten. Darum stimmt auch die gängige Vorstellung nicht, mit dem Anbruch der bürgerlichen Ära hätten die Männer das Haus verlassen. Die Sphären von Mann und Frau, Arbeit und Familie, öffentlich und privat waren nicht kategorisch getrennt.

Und wer machte den Haushalt?

Hier geht die Realität ausnahmsweise in der Norm auf: Ich habe in keinem Tagebuch irgendeinen Hinweis darauf gefunden, dass sich die Männer an der Hausarbeit beteiligt hätten. Selbst im frühen 20. Jahrhundert, in der progressiven Künstlerehe von Otto Modersohn und Paula Becker, ist der Haushalt Sache der Frau. Die beiden haben zwar eine Magd, manche Familien haben auch drei, und trotzdem ist der Haushalt ein massiver Stress, über den sich die Frauen beklagen. Sie haben die Aufsicht – nicht nur über die Arbeit der Bediensteten, sondern auch über deren sittliches Verhalten und das Ansehen des Hauses. Das ist eine unerschöpfliche Quelle von Versagensängsten.

Arbeitsteilung und Geschlechterrollen sind heute ein grosses politisches Thema. Müssen wir das 19. Jahrhundert hinter uns lassen?

Wenn schon, dann müssen wir die versteinerte Form von Bürgerlichkeit hinter uns lassen, die sich nach dem Zweiten Weltkrieg durchgesetzt hat. Der Zuwachs an Wohlstand in den 1950er und 1960er Jahren war phänomenal. Gleichzeitig hat

er es breiten Schichten erlaubt, dem bürgerlichen Ideal mehr denn je zu entsprechen: Das Einkommen der Männer genügte, viele Frauen blieben daheim. In den 1920er Jahren haben mehr Frauen studiert als in den 1950er Jahren, das ist ein eindeutiger Hinweis darauf, dass die Geschlechterverhältnisse in der Nachkriegszeit rigider und hierarchischer waren als am Beginn und am Ende der bürgerlichen Ära. Die Familien um 1800 oder 1900 entsprechen unseren heutigen Vorstellungen wesentlich mehr als jene der Nachkriegszeit. Sie waren viel offener, viel interessanter!

Kann man, als Historiker der bürgerlichen Familie, auch etwas fürs eigene Leben lernen?
Man ertappt sich beim Lesen dieser Tagebücher immer wieder dabei, dass man gewisse Dinge ähnlich handhabt. Dass man zum Beispiel viel Wert auf die Erziehung legt: Man will, dass die Kinder erfolgreich sind und vernünftig durchs Leben kommen.

Ist das schlimm?
Keineswegs. Man merkt einfach, dass man diesen Anspruch nicht selber erfunden, sondern aus der Geschichte der Familie geerbt hat. Das hilft einem auch, mit den Problemen umzugehen, die in der bürgerlichen Institution von Ehe und Familie angelegt sind. Warum ist es mir so wichtig, dass die Kinder am Frühstückstisch nicht auf ihr Handy starren? Weil funktionierende Familie etwas zu tun hat mit Ritualen und einer Abgrenzung vom öffentlichen Leben dort draussen. Zugleich darf diese Intimität nichts Hermetisches sein. Wenn man weiss, dass solche Widersprüche dazugehören und historische Gründe haben, dann kommt man auch besser mit ihnen klar. |G|

Joachim Eibach,
Jahrgang 1960, ist Professor für Neuere und Neueste Geschichte an der Universität Bern. Aufgewachsen im norddeutschen Bremen, hat er seine Doktorarbeit in Konstanz geschrieben, seine Habilitation in Giessen. In seiner Forschung befasst sich Eibach unter anderem mit der städtischen Gesellschaft, der Kriminalität und der Strafjustiz, aber auch mit einem weiteren Feld des Alltagslebens: jenem von Ehe und Familie. Diesem Thema war auch das Nationalfondsprojekt gewidmet, das Eibach 2015 bis 2018 leitete *(Doing House und Family, 1700–1850).* Sein neues Buch: *Fragile Familien. Ehe und häusliche Lebenswelt in der bürgerlichen Moderne* (De Gruyter 2022).

Daniel Di Falco
ist Redaktor von *NZZ Geschichte.*
daniel.difalco@nzz.ch

Kinderwagen

Wozu braucht der Nachwuchs Räder? Lange trug man ihn herum und drückte ihn bei Bedarf Verwandten in die Arme. Doch dann kamen moderne Vorstellungen von Hygiene auf. Und lange Wege im Familienalltag.

Text Christoph Ribbat **Bild** Andrea Ventura

Wer je in einem Kinderwagen gelegen oder gesessen hat, sollte diese Stadt besuchen. Sie war einst die Kinderwagenmetropole Europas. Nirgends wurden mehr Exemplare produziert. Und man sah dort das «weiss-blaue Wunder»: eine Transportröhre quer durch den Ort, computergesteuert, damals extrem innovativ. Sie lenkte die brandneuen Vehikel aus der Fabrik zum Bahnhof. Von dort aus gingen sie in die Welt.

Machen Sie sich also auf den Weg. Ist Ihre Zeit im Kinderwagen schon eine Weile her? Können Sie sich nicht genau erinnern? Kein Problem. Man wird Ihre Fragen beantworten. Steigen Sie in Leipzig um, Richtung Saalfeld. An der sechsten Station steigen Sie aus. Dann sind Sie in Zeitz, Sachsen-Anhalt.

Die menschenleere Bahnhofshalle hat, so schätzen Sie spontan, Pariser Panthéon-Grösse. Sie treten ins Freie und stehen an der Weissen Elster. Das ist ein Fluss, kein Vogel. Ein Graureiher fliegt vorbei. Das ist ein Vogel. Sie sehen Wiesen. Eine Röhre sehen Sie nicht. Das «Wunder» ist längst abgerissen. Das gilt für fast die gesamte Fabrikarchitektur des Volkseigenen Betriebs Zekiwa, kurz für: Zeitzer Kinderwagenindustrie. Einst war dies ein Vorzeigeunternehmen der Deutschen Demokratischen Republik. Nur das Hauptgebäude existiert noch. Seit drei Jahrzehnten steht es leer.

Nach und nach werden Sie begreifen, was noch alles aus dieser postsozialistischen Stadt verschwunden ist. Zeitz war längst nicht nur für Nachwuchstransportgeräte bekannt. Der VEB Zitza stellte vor Ort Kosmetik her, der VEB Zetti Süsswaren, der VEB Zemag Schwermaschinen. Zeitzerinnen und Zeitzer, das erfahren Sie später, identifizieren sich noch heute mit den schonungslos abgewickelten DDR-Betrieben, für die sie damals arbeiteten.

Zetti und Zemag gibt es wieder in Zeitz, in stark geschrumpfter Form. Zudem hat eine Zuckerfabrik überlebt. Eine zeitzaffine Zeitzeugin wird Ihnen gegenüber behaupten, dass der Spruch von den zehn Ziegen, die zehn Zentner Zucker zum Zug zogen (Kinderwagen kamen ja zu weiss-blauen Wunderzeiten anders dorthin),



hier vor Ort entstanden sei. Mit Zeitzer Ziegen. Sie ahnen, dass es den Spruch zumindest auch in Zittau gab. Aber Sie zweifeln den Lokalpatriotismus nicht an. Weil die DDR unterging, grünt es nun prächtig direkt vor dem Bahnhof. Aber kaum etwas ist übrig von dem, was Zeitzer stolz machen konnte.

Eines immerhin bewirkt die innerstädtische Flussidylle: Sie macht es Ihnen leicht, sich die Geburt des Kinderwagens vorzustellen. Denn hier am Wasser begann alles. Weil an der Weissen Elster Korbweiden standen, blühte in der Gegend das Korbmacherhandwerk. Die jungen Triebe der Uferbäume dienten den Flechtern als Rohstoff. Und weil es so viele Korbmacher gab und dazu auch Schmiede und Wagenbauer, kam ein Zeitzer namens Ernst Albert Naether Mitte des 19. Jahrhunderts darauf, diese Fertigkeiten zu kombinieren. Er montierte Weidenkörbe auf fahrbare Gestelle und bot sie jungen Familien an. Das Konzept war erfolgreich, hatte Nachahmer. Im städtischen Adressbuch von 1877 finden sich ein Dutzend Kinderwagenunternehmen.

Es hält sich zwar das Gerücht, dass das Babyfuhrwerk schon 1733 erfunden worden sei. In England, für den Duke und die Duchess von Devonshire. Jenes Modell schob aber niemand und erst recht kein Mensch. Es zog eine Ziege, wenn auch keine Zeitzer. Es unterschied sich also fundamental von den hiesigen Typen. Wobei der Lokalhistoriker Petrik Wittwika einräumt, dass auch Zeitz zuerst nur Ziehvehikel kannte. Sowohl Zieh- wie Schiebtechnik gab es in den 1880ern, nur noch zu Schiebendes ab den 1890ern. Wittwika hat die Firmenkataloge erforscht. Wie begründete man die 180-Grad-Umstellung der Kundschaft gegenüber? «Gar nicht», sagt Wittwika. Es war wohl selbsterklärend, dass Eltern ihren Nachwuchs im Blick haben wollten. Wittwika übrigens schob man als kleinen Jungen in einem weinroten Zekiwa. Baujahr 1981.

Weitere Details eröffnen sich im Zeitzer Kinderwagenmuseum. Es präsentiert kein Liebhabersammelsurium, sondern eine klare, reflektierte Ausstellung. Ein Grund für die schnelle Expansion der naetherschen Firma: die billige Arbeit von Insassen der örtlichen «Landarmen- und Korrektionsanstalt». Auch eine koloniale Geschichte scheint auf. Bald flocht man die Körbe nicht mehr nur aus lokalen Weidentrieben. Man nahm Rattan, von der Kletterpalme, aus den Tropen nach Europa geschafft. Auf Nachkriegsenteignung und -demontage treffen Sie ebenfalls. Aus den Resten der vier grössten Zeitzer Kinderwagenfirmen wurde im Sozialismus Zekiwa. Sie lernen hier schnell, dass jedes Kind neu sein mag, sein Gefährt aber immer Teil eines komplexen Systems ist.

Kristin Otto weiss von diesen Dingen einiges: als Wissenschafterin und als Privatperson. Als die Direktorin des Kinderwagenmuseums selbst ein Kind war, wohnte sie im zehnten Stock eines Hochhauses in Gera und schaute aus dem Fenster nach unten auf eine Kaufhalle. Vor diesem DDR-Supermarkt standen damals, in den siebziger Jahren, tagsüber meist rund ein Dutzend Kinderwagen. In ihnen befanden sich Säuglinge. Nicht vor dem Laden präsent: deren Erziehungsberechtigte. Die waren im Geschäft unterwegs. Dass man die Babys draussen in den Wagen allein liess, begründet Kristin Otto nicht nur mit der zuverlässigen Zekiwa-Feststellbremse, sondern mit der Desinformation in der Diktatur des Proletariats. Über Verbrechen wurde in der Presse nicht berichtet. Die sozialistische Persönlichkeit war eindeutig gut. Kein Problem also, Karre samt Inhalt vor der Tür zu lassen.

Als Westkind finden Sie Ottos Ausführungen DDR-kulturhistorisch höchst interessant. Später aber werden Sie ein bisschen in Ihrer eigenen Verwandtschaft herumtelefonieren und die Sache dann ein bisschen anders sehen. In den seltsamen Siebzigern bauten anscheinend auch shoppende Westeuropäer gern darauf, dass ihnen schon keiner das Kind klauen würde. Nicht nur an diesem Punkt wird klar: Kinderwagengeschichte aus Zeitz erhellt viel mehr als den ostdeutschen Alltag – es geht um die Gesamtentwicklung der Familie in Europa.

Kristin Otto erläutert das beim Museumsrundgang. Als man im vorindustriellen Zeitalter noch am selben Ort arbeitete und wohnte, brauchte man kein Gefährt für die Kleinen. Man trug sie umher, drückte sie Verwandten in die

Arme, legte sie ab, vielleicht irgendwo ins Heu. Erst mit der Trennung von Wohnen und Arbeit kam der Wagen ins Spiel. Für ihre Gänge in die Welt da draussen benötigte die auf Familienpflichten festgelegte Frau eine Transportmöglichkeit auf Rädern. Hinzu kamen moderne Hygienekonzepte – etwa die skurrile Idee, dass ein Kind «frische Luft» brauchte. Und so begann das 20. Jahrhundert mit dem sozialen Zwang, es möglichst oft durch die Gegend zu schieben.

Von Anfang an galt der Kinderwagen als Statussymbol. Den Nachwuchs stattdessen am Körper zu tragen, verstand man um 1900 so eindeutig als Zeichen für Schmuddeligkeit, wie man es 2023 als Beleg für höchst achtsame und daher akzeptable Elternschaft verbucht. Die Moden wechseln ständig. In den 1920er Jahren brauchten die Wagen unbedingt Rüschen. In den 1950ern hatten sie auch in der DDR extravagante Kotflügel wie amerikanische Strassenkreuzer. Zwei Jahrzehnte später bot man Babys Seitenfenster. Der Zekiwa-«Rundumsicht»-Wagen war in Moskau besonders beliebt. Den «notwendigen Kontakt zur Aussenwelt» garantiere das Modell den Kleinen. Das versprach die Reklame auf Deutsch, Französisch, Englisch, Russisch. Lange ist es her.

Was jetzt mit Zeitz passiert, mit dem Kinderwagenmekka? Es ist unklar. Eine Zekiwa-Nachfolgefirma verkauft im nahen Döschwitz, produziert aber in Polen. Die frühere Firmenzentrale in der Innenstadt wird saniert. Das Stadtarchiv soll dort einziehen. Und Kristin Otto trifft sich im Museum mit Mitgliedern der damaligen Belegschaft und geht mit ihnen alte Fotografien durch. Sie nimmt die Erinnerungen der Leute auf, kombiniert sie mit den Bildern und arbeitet so daran, dass die grosse Zeit von Stadt und Zekiwa nicht vergessen wird.

Sie selbst laufen nun zurück zum Bahnhof, durch die Stadt. Etliche Häuser stehen leer, Sie sehen Spanplatten statt Fensterscheiben. Und selbst die Graffiti auf den Mauern wirken lustlos. Den Kontrapunkt zu diesen Ruinen setzt ein sehr gepflegtes Parteibüro der Alternative für Deutschland, im Stadtparlament stellen die Rechtsextremen die stärkste Fraktion, und ja, ein Lokal hier heisst «Schnitzelschmiede», und nein, am gigantischen Bahnhof kann man sich keine Zeitung kaufen und kein Sandwich und keinen Kaffee, sondern schlicht überhaupt nichts. Und während Sie privilegierte Westpflanze am stillen Ufer der Weissen Elster stehen und sich Ihr Klischee einer hoffnungslosen ostdeutschen Kleinstadt zurechtbasteln, läuft eine junge Frau mit orangefarbenem Haar und dunkelrot geschminktem Mund vorbei. Sie telefoniert laut und fröhlich, in einer Ihnen unbekannten Sprache. Einen pink-schwarzen Kinderwagen schiebt sie vor sich her. Das Baby trägt einen rosa Strampler, und dessen Kapuze hat niedliche Pseudo-Öhrchen. Es gibt eine Zukunft für Zeitz. |G|



Christoph Ribbat, Jahrgang 1968, ist Professor für Amerikanistik in Paderborn. 2011 erschien von ihm im Steiner-Verlag *Flackernde Moderne. Die Geschichte des Neonlichts.* Bei Suhrkamp folgten: *Im Restaurant* (2016), *Deutschland für eine Saison* (2017) und *Die Atemlehrerin* (2020). Zuletzt erschien *Wie die Queen,* eine Biografie der deutsch-jüdischen Emigrantin Ilse Gross, die in England unter dem Namen Kathrine Talbot zur Erfolgsautorin wurde (Insel-Verlag 2022).

Weiterführende Literatur

Amanda Parrish Morgan: Stroller. New York 2022.

Ute Rudolph: Das war mein erster Wagen. Kinderwagen im Wandel der Zeiten aus der Sammlung des Museums Schloss Moritzburg Zeitz. Halle 2002.

Samuel J. Sewell: The History of Children's and Invalids' Carriages, in: Journal of the Royal Society of Arts 71 (1923), Nr. 3694, S. 716-728.

Petrik Wittwika: Kinderwagen für Millionen. Die Erfolgsgeschichte aus Zeitz. Halle 2022.

Illustration: Agata Marszalek



Rom ist ein Bild, in dem sich die Gegenwart spiegelt – je nach Bedarf: Es steht für das Ringen um Tugend und Ehre oder aber für Dekadenz und Niedertracht. Im Film *Quo Vadis?* von 1951 erwürgt der ruchlose Kaiser Nero seine nicht weniger ruchlose Gattin Poppaea (Peter Ustinov und Patricia Laffan).

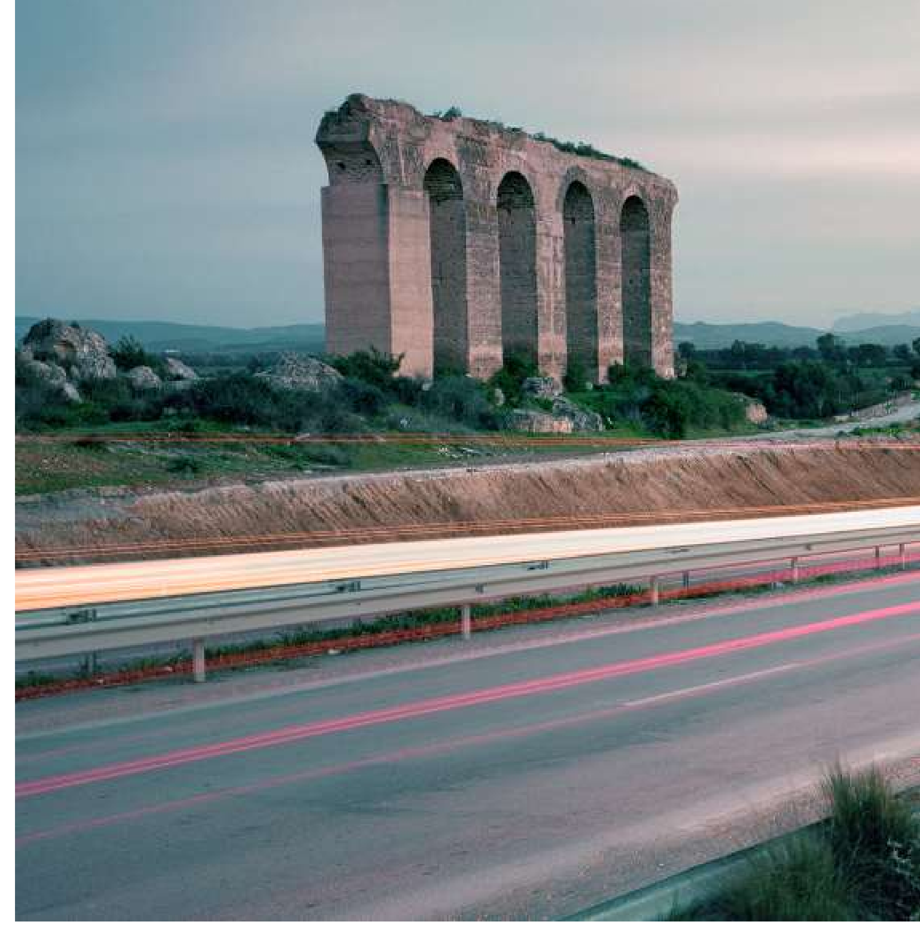
RÖMISCHES REICH

Bild: Picture Alliance

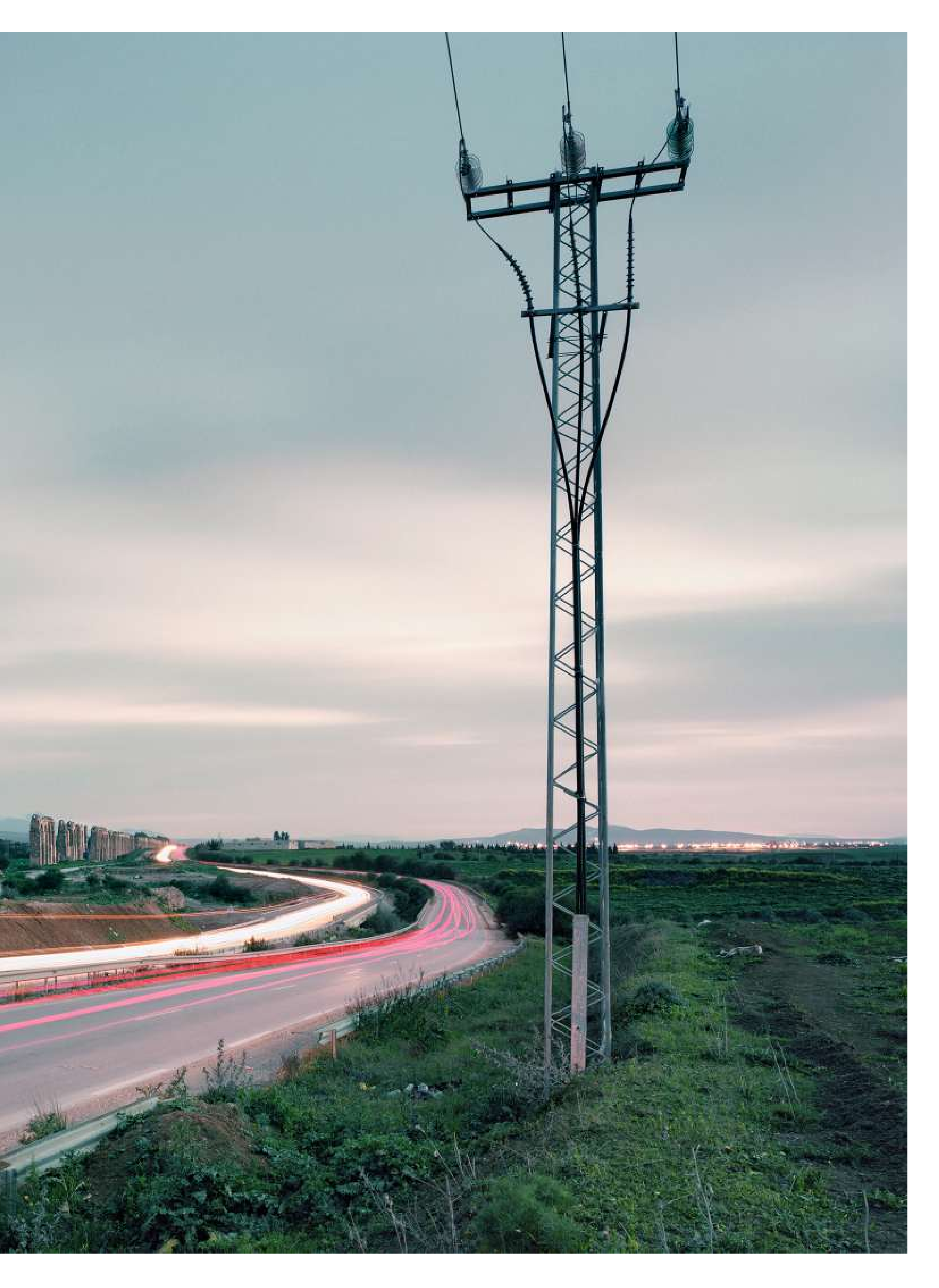
Integriere deine Feinde

Ein halbes Jahrtausend herrschten die Römer über ein Imperium, das von der Sahara bis zur Nordsee reichte, vom Atlantik bis zum Euphrat. Man kann sich fragen, warum es unterging. Ebenso erstaunlich ist aber, dass es so lange existierte. Wie baut man ein Weltreich, und wie hält man es zusammen?

Text Michael Sommer **Bilder** Alfred Seiland



Einsam und verloren, als wären sie von einem fremden Planeten gefallen: So zeigt der Fotograf Alfred Seiland die Ruinen des Römischen Reichs in der Welt von heute. Neben der Route Nationale 3 bei Mohammedia in Tunesien stehen die Reste des Aquädukts, das ab dem zweiten Jahrhundert nach Christus das Wasser aus den Bergen nach Karthago an die Küste leitete.



Am Tag, an dem Rom den Weg alles Irdischen geht, steigt eine strahlende Frühlingssonne auf. Es sind die Iden des März, der Tag, an dem einst Julius Caesar ermordet wurde. Wir schreiben das Jahr 476. In der Villa am Golf von Neapel herrscht Endzeitstimmung hinter bröselnden Fassaden. Der weströmische Kaiser Romulus, ein leidenschaftlicher Hühnerzüchter, fürchtet seine Ermordung, seine Tochter Rea will einen reichen Hosenfabrikanten heiraten, um das Römische Reich mit dessen Millionen zu retten, ihr Geliebter Ämilian kehrt ausgezehrt und abgerissen aus germanischer Kriegsgefangenschaft heim.

Da erscheint ein Offizier und meldet, die Stadt Pavia sei gefallen, die Germanen befänden sich im Anmarsch auf Rom. Während sie unter ihrem Anführer Odoaker immer näher rücken, beknien die Anwesenden Romulus, etwas gegen den Untergang des Imperiums zu unternehmen. Doch der verhandelt mit einem Kunsthändler über Antiquitäten. Rea gegenüber bemerkt er, das Imperium sei nichts als eine brutale, korrupte Tyrannei. Rom sei kein Blutvergiessen wert und die Strafe verdient, die sich mit den «Barbaren» ankündige, den Fremden aus dem Norden.

Schliesslich ist Odoaker da. Die zwei Männer stehen sich gegenüber, doch statt wie befürchtet Romulus zu töten, trinkt der Germane mit dem Römer Spargelwein und unterhält sich mit ihm über Hühnerzucht und die neue Mode des Hosentragens. Odoaker möchte sich Romulus unterwerfen und schlägt ihm einen Deal vor: Gemeinsam könnten sie verhindern, dass die Germanen ein ebenso grausames Reich errichten, wie Rom es war. Doch Romulus lehnt mit dem Hinweis ab, sie beide seien als Politiker gescheitert, die Realität sei mächtiger als ihre Träume von einer friedfertigen Welt. Odoaker beschliesst, sich von Romulus zum König Italiens krönen zu lassen, und schickt den Kaiser in den Vorruhestand, mit einer Pension von 6000 Goldmünzen.

Tatsächlich war es der Germane Odoaker, der Romulus im Jahr 476 nach Christus entliess und so die Westhälfte des römischen Imperiums, zum ersten Mal seit fünfhundert Jahren, kaiserlos machte. Sonst aber ist die Geschichte Fiktion. Ausgedacht hat sie sich Friedrich Dürrenmatt für seine 1949 uraufgeführte «ungeschichtliche historische Komödie» *Romulus der Grosse*. Mit dem Stück hielt Dürrenmatt seiner eigenen Zeit den Spiegel vor: einer Politik, die in ihrer Unentschlossenheit falsche Schlüsse aus der Tyrannei des Nationalsozialismus gezogen hat.

Der reale Romulus war zum Zeitpunkt seiner Thronbesteigung ganze fünfzehn Jahre alt und die Marionette seines Vaters, des aus dem Donauraum stammenden Heermeisters Orestes. Mit Romulus dankte der letzte einer Reihe ohnmächtiger Schattenkaiser ab. Im Imperium hatten sich germanische Völker breitgemacht, deren Königreiche längst ein Eigenleben führten. Klio, die Muse der Geschichte, besitzt einen feinen Sinn für Ironie: Der letzte, völlig machtlose Herrscher des römischen Westens trug denselben Namen wie der Mann, der nach der Legende im Jahr 753 vor Christus Rom gegründet hatte. Zudem hängte ihm die Nachwelt den Spitznamen *Augustulus* an, «das Kaiserlein». So erinnerte der letzte Kaiser auch an den ersten Mann im Purpur, jenen Augustus, der 27 vor Christus die römische Monarchie begründet und die Tibermetropole nach einem Jahrhundert der Bürgerkriege befriedet hatte.

Ziemlich genau ein halbes Jahrtausend hatte diese Monarchie im Westen des Mittelmeers Bestand; im Osten, mit Byzanz, waren es sogar fast tausend Jahre mehr. Roms Kaiser beherrschten einen Raum, der von der Sahara bis zur Nordsee und vom Atlantik bis zum Euphrat reichte. Derart gross war das Reich und scheinbar derart für die Ewigkeit gemacht, dass Vergil, der Dichter des römischen Nationalepos *Aeneis,* den Göttervater Iuppiter sagen liess, er habe der Stadt am Tiber ein *imperium sine fine* gegeben, eine «Herrschaft ohne Grenze», weder im Raum noch in der Zeit. Dass dieses Reich fünfhundert Jahre später zusammenbrechen würde, hätte 19 vor Christus, als Vergil starb, niemand voraussehen können.

Das «Ende der Geschichte», das Francis Fukuyama 1992 ausgerufen hat, als der Kalte Krieg vorüber war, schien schon einmal gekommen: mit der *Pax Romana,* die jahrhundertelang auf drei Kontinenten rund um das Mittelmeer galt. Der «römische Friede» wurde von den Legionen verteidigt und sorgte dafür, dass die Barbaren dort

Bild S. 26/27: Alfred Seiland, Aquädukt von Karthago, Mohammedia, Tunesien, 2013; Bild S. 29: Alfred Seiland, Tabula Traiana, Eisernes Tor, Serbien, 2018



«Eisernes Tor» heisst das rumänisch-serbische Tal, in dem sich die Donau durch die Karpaten zwängt. Im ersten Jahrhundert nach Christus liess Roms Kaiser Trajan hier eine Strasse entlang der Felswand bauen – und ein Denkmal zu Ehren der Baumeister. Die Strasse verschwand 1972 in einem Stausee, das Denkmal wurde versetzt und liegt heute knapp über dem See.

Zeittafel

753 v. Chr.

Gründung Roms (gemäss Legende)

509 v. Chr.

Sturz des letzten Königs, Rom wird Republik

168 v. Chr.

Rom besiegt Makedonien und wird führende Macht im östlichen Mittelmeerraum

146 v. Chr.

Sieg über Karthago, «Africa» wird Provinz Roms

133 v. Chr.

Tiberius wird Volkstribun, Krise der Republik

44 v. Chr.

Caesar, «Diktator in Ewigkeit», wird ermordet

27 v. Chr.

Ende der Republik, unter Kaiser Augustus wird Rom zum «Prinzipat»

69 n. Chr.

Staatskrise nach dem Sturz Neros, innert eines Jahres folgen sich vier Kaiser

260 n. Chr.

Valerian unterliegt den Persern bei Edessa, Höhepunkt der aussenpolitischen Krise

311 n. Chr.

Ende der Christenverfolgungen

395 n. Chr.

Reichsteilung zwischen Ost und West

476 n. Chr.

Mit der Absetzung von Kaiser Romulus Augustulus hört Westrom auf zu existieren

blieben, wo sie nach dem Willen Roms hingehörten: in den Einöden Mittel- und Osteuropas und den Wüsten Afrikas.

Wer diese Geschichte überblickt, ahnt, dass die häufig gestellte Frage nach den Ursachen von Roms Untergang zu kurz greift. Mindestens so erklärungsbedürftig wie das Ende der römischen Herrschaft im Westen ist ihre schier unfassbare Dauer in einem Raum, der ethnisch, sprachlich und kulturell mindestens so zerklüftet war, wie es das moderne Europa ist. Wer wissen will, warum Rom im 5. Jahrhundert scheiterte, muss zuerst seinen Erfolg verstehen, der historisch einzigartig ist. Wie konnte ein Reich, das aus zahlreichen Krisen jedes Mal gestärkt hervorging, am Ende aus der Welt verschwinden?

Doch damit nicht genug. Ausser dem Wie und Warum steht auch die Frage nach dem Wann im Raum: War das Imperium 476 nach Christus ein im Inneren bereits fauler Apfel, der nur noch fallen musste? Oder war er im Kern gesund, und die Barbaren, die sich im späten 4. Jahrhundert auf Wanderschaft begeben hatten, pflückten ihn reif und rot vom Baum? Kam die Katastrophe schleichend oder plötzlich? War Roms Schicksal schon entschieden, bevor Odoaker Romulus Augustulus in Rente schickte? Und schliesslich: Wie nahmen die Zeitgenossen das Ende wahr? Was veränderte sich für sie? Waren sie sich bewusst, dass sie den Untergang einer Zivilisation erlebten?

Wer Antworten auf diese Fragen sucht, muss tief in die römische Geschichte steigen. Manches Kind lernt noch die Sprüche: *Rom wurde nicht an einem Tag erbaut*. Und: *Sieben fünf drei – Rom kroch aus dem Ei*. Sehr weit daneben liegt die Sage mit dem Gründungsjahr 753 nicht. Um 1000 vor Christus wurde die Gegend am unteren Tiber besiedelt, um 800 wuchsen verschiedene dörfliche Siedlungen um die Hügel Palatin und Kapitol zusammen. Aus dem Konglomerat entstand bis etwa 500 vor Christus eine ansehnliche Stadt, die sich ungefähr um diese Zeit ihres letzten, herrschsüchtigen Königs Tarquinius entledigte.

Auch die Vertreibung des Tarquinius ist ein Mythos – Realität aber ist die Republik, die auf den Trümmern seines Königtums erstand. In ihr gab zunächst der Adel den Ton an. Diese Adligen, die

Patrizier, einigten sich mit dem Rest der römischen Bürger, den Plebejern, in einem Jahrhunderte dauernden Konflikt auf einen neuen Gesellschaftsvertrag: Aus ihm ging die Nobilität als Elite der Republik hervor, deren Angehörige einer brutalen Leistungs- und Wettbewerbsethik unterworfen waren. Die Felder, auf denen sie sich zu bewähren hatten, waren Politik und Krieg.

Gelegenheit zur Bewährung gab es genug. Ab 400 vor Christus führte Rom fast dauernd Krieg, zuerst gegen die Nachbarstadt Veji, dann gegen die übrigen Mächte in Mittel- und Süditalien. Nachdem die Stadt am Tiber um 280 vor Christus den gesamten italienischen Stiefel unterworfen hatte, schickte sie sich an, Herrin im Raum des Mittelmeers zu werden: Sie besiegte die maritime Rivalin Karthago in den drei Punischen Kriegen, führte ebenfalls drei Kriege gegen Makedonien, schlug das Seleukidenreich in Vorderasien und die Kelten in Oberitalien. Schliesslich eroberten die Römer in einer Serie brutaler Kriege die Iberische Halbinsel. Der Lückenschluss erfolgte 64 vor Christus mit der Eroberung Syriens und 31 vor Christus mit der Annexion Ägyptens: Die Römer konnten das Mittelmeer nun mit Fug und Recht als ihr Meer bezeichnen, als *mare nostrum*. Rom wurde nicht an einem Tag erbaut, aber die Unterwerfung des Mittelmeers glückte ihm in erstaunlich kurzer Zeit. Die dynamischste Phase der Expansion dauerte gar nur fünfzig Jahre: Den Grossmächten Karthago, Makedonien und dem Seleukidenreich wurde in einem halben Jahrhundert das Genick gebrochen.

Das Römische Reich war ethnisch, sprachlich und kulturell mindestens so zerklüftet, wie es das moderne Europa ist.

Warum war Rom erfolgreicher als seine ebenfalls bis an die Zähne bewaffneten Konkurrenten? War es die Furcht vor den Nachbarn, die die Enkel von Romulus stets auf der Hut sein liess? Schliesslich hätte ein Kelteneinfall ihre Stadt um ein Haar von der Landkarte gefegt, nachdem die Römer um 390 vor Christus am Flüsschen Allia eine grosse Schlacht verloren hatten. Im 19. Jahrhundert glaubte der Althistoriker Theodor Mommsen, dass die Republik die Konsequenzen aus dieser Beinahekatastrophe gezogen habe, indem sie Zuflucht zu einem «defensiven Imperialismus» suchte: Die Römer vernichteten ihre Gegner, bevor diese stark genug waren, um ihnen an den Kragen zu gehen.

Mit einer anderen Erklärung wartete in den 1970er Jahren William V. Harris auf: Die Römer seien aggressiver und militaristischer als die anderen Mittelmeeranrainer gewesen, behauptete der in New York lehrende britische Historiker. Für seine These konnte er etliche Argumente anführen. So machten die Wettbewerbsethik der römischen Nobilität und vor allem die Erziehung ihres Nachwuchses die Elite der Republik zu einer Kriegerkaste, die ihre Herausforderung auf den Schlachtfeldern suchte. Sieg- und ruhmreicher als alle anderen zu sein, war das Ziel jedes jungen Mannes aus guter Familie. *Virtus,* mannhafte Bewährung, hiess die Kardinaltugend der Elite, und *virtus* bemass sich in Beute, Kriegsgefangenen, erobertem Land und gewonnenen Schlachten. Die Erziehung war entsprechend hart. Gefragt waren körperliche Ausdauer, taktische Finesse und vor allem Nehmer- und Steherqualitäten. Von Niederlagen sollte sich ein römischer Aristokrat nicht unterkriegen lassen.

Mommsen und Harris waren gute Beobachter, doch überzeugen können ihre Erklärungen nicht. Denn Furcht vor den Nachbarn trieb rund ums Mittelmeer längst nicht nur die Römer um. Und sie waren auch nicht die Einzigen, die ihre Söhne drillten, um gute Soldaten und Offiziere aus ihnen zu machen. Kriegsruhm, Ehre, Sieg und Beute wurden überall hoch gehandelt, bei den Griechen, den Karthagern wie den Kelten, in Samnium und in Etrurien wie in Latium. Das Mittelmeer im 3. und 2. Jahrhundert vor Christus

war kein vom Völkerrecht befriedeter Kindergarten, in dem Rom der Rüpel war. Es war ein Haifischbecken, in dem jeder jeden fressen wollte. Am Ende überlebte nur ein Fisch, und der war im Tiber gross und stark geworden und von dort ins Mittelmeer geschwommen.

Näher als Mommsen und Harris kam dem Geheimnis des römischen Erfolgs ein Historiker, der viel dichter an den Ereignissen schrieb. Tacitus war selbst aktiver Politiker gewesen, hatte es sogar bis zum Konsul gebracht, bevor er Anfang des 2. Jahrhunderts nach Christus zur Feder griff und eine Geschichte seiner Epoche schrieb. Auch Tacitus fragte sich, warum seine Vorfahren Sieger im Kampf ums Mittelmeer geblieben waren. Seine Antwort ist verblüffend einfach: Sie waren nicht kriegerischer und nicht aggressiver als ihre Feinde, sie waren einfach mehr. «Was bewirkte denn sonst den Untergang der Athener und der Spartaner, als dass sie Besiegte als Fremde behandelten?», schreibt Tacitus. «Aber Romulus, der Gründer unseres Gemeinwesens, liess so viel Weisheit walten, dass er die meisten Völker, die einst Feinde waren, bald als Bürger akzeptierte.» Anders als die griechischen Grossmächte Athen und Sparta unterwarfen die Römer ihre Gegner nicht nur: Sie machten sie zu Partnern.

Das war nicht immer so gewesen. Im frühen 4. Jahrhundert vor Christus, ganz am Anfang seiner Expansionsgeschichte, hatte Rom das benachbarte Veji erobert. Man hatte das Land der Etruskerstadt annektiert und ihre Bewohner getötet oder versklavt, Veji wurde ausradiert. Am Tiber war man offensichtlich unzufrieden mit dem Ergebnis, denn das Modell Veji wurde niemals wiederholt. Statt die Unterlegenen zu töten oder zu versklaven, sie «als Fremde zu behandeln», wie Tacitus sagt, schloss man Verträge mit ihnen. Die Besiegten wurden zur Heeresfolge verpflichtet, behielten aber in inneren Angelegenheiten ihre Autonomie. Die Städte und Stämme Italiens leisteten ihren Beitrag zur römischen Expansion, und sie ernteten gemeinsam mit den Römern ihre Früchte. Ein britischer Althistoriker hat es einmal so formuliert: Rom war wie ein Verbrechersyndikat, das die Opfer seiner Untaten zu Teilhabern des nächsten Coups machte.

In wenigen Jahrzehnten transformierten die Römer den politischen Flickenteppich Italien in eine waffenstarrende Wehrgemeinschaft, die im 3. Jahrhundert vor Christus zwei grosse Bewährungsproben bestand: die Feldzüge des griechischen Söldnerführers Pyrrhos und den Italienkrieg des Karthagers Hannibal. Beide schlugen Rom wiederholt in offener Feldschlacht, schafften es aber nicht, die Bundesgenossen zum Abfall von der Tiberstadt zu bewegen. Die italische Wehrgemeinschaft war allen anderen Mächten im Mittelmeer überlegen – qualitativ, aber eben vor allem quantitativ.

Das Bindemittel zwischen Rom und seinen Alliierten waren zunächst Verträge, die Pflichten und Teilhabe der Italiker genau regelten. Mit dem vollständigen Triumph über seine Rivalen glitt Italien jedoch Ende des 2. Jahrhunderts vor Christus in eine tiefe Krise, die erste der römischen Weltmacht. Ungeheurer Wohlstand strömte auf die Halbinsel, zwischen Arm und Reich ging eine Schere auf, der Konsens der Nobilität zerfiel, und die Bundesgenossen fühlten sich von der Zentralmacht übervorteilt. Die Krise eskalierte in Konflikten, und aus den Konflikten wurde ein Krieg: 91 vor Christus begehrten die Bundesgenossen gewaltsam gegen Rom auf. Nach zwei Jahren hatten sie den Krieg verloren. Sie hatten gerechte Teilhabe an der Dividende des Imperiums gefordert und erhielten das römische Bürgerrecht. Ihre Autonomie war dahin. Bereits nach wenigen Jahren war Italien in der Tiefe und in der Fläche römisch geworden.

Auf den Bundesgenossenkrieg folgten drei Bürgerkriege. Mächtige Männer wie Pompeius und Caesar, die ganze Erdteile unterworfen hatten, wollten sich der Disziplin der Nobilität nicht länger beugen und lehnten sich gegen den politischen Konsens der Republik auf. Mit Erfolg: Sie politisierten das Militär und militarisierten die Politik. Gewalt beherrschte die Strassen, brachte politische Gegner zum Schweigen und machte schliesslich Caesar zum allgewaltigen Diktator über Rom und sein Reich. Doch die Alleinherrschaft war in der Republik nicht vorgesehen. Caesar gelang es nicht, seine im Bürgerkrieg errungene Allmacht in legitime Herrschaft zu über-

Bild: Alfred Seiland, Beim Circus, Tarragona, Tarraco, Spanien, 2013

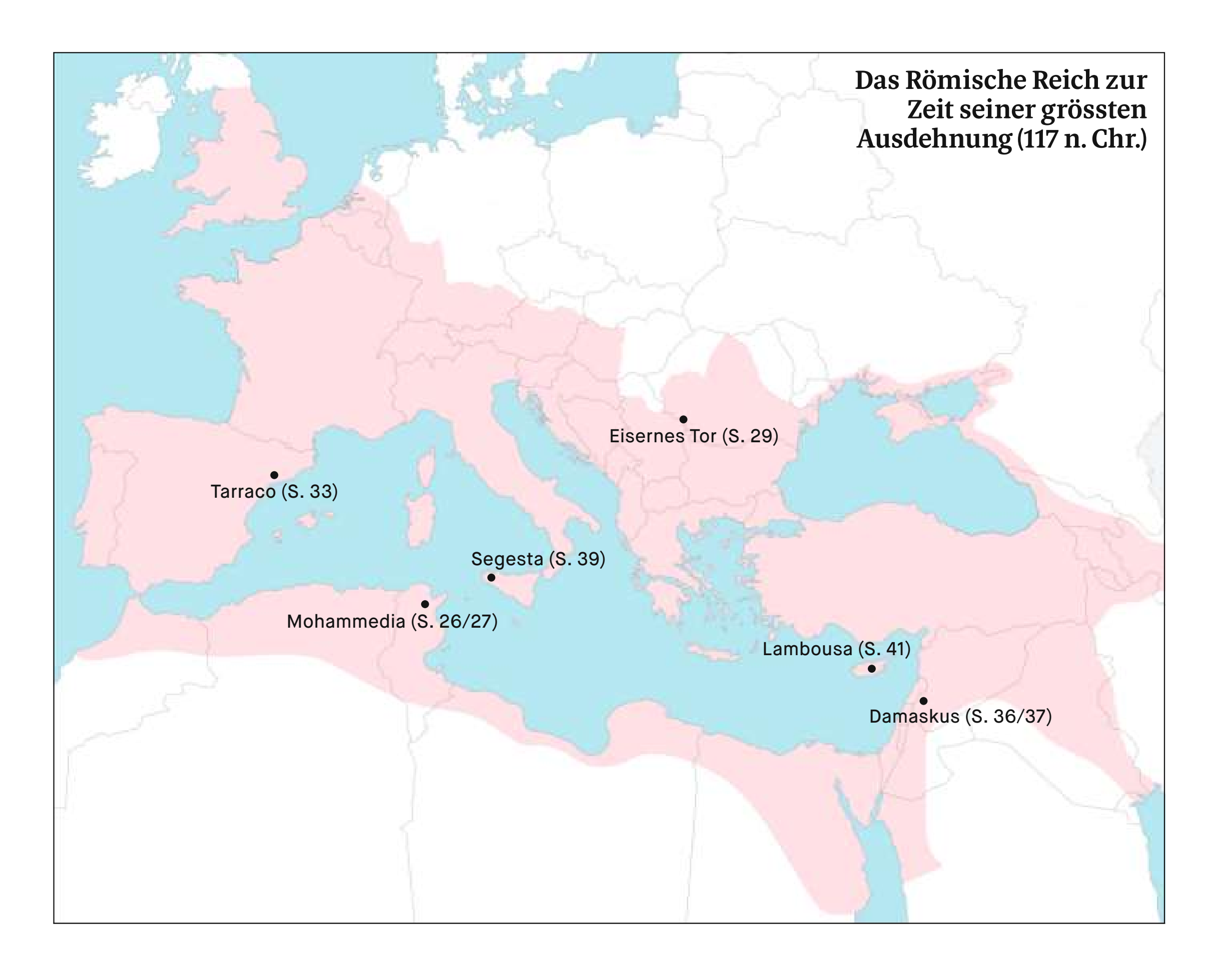


Was macht man mit einer römischen Stadt, wenn es Rom nicht mehr gibt? Im Jahr 476 übernahmen die Westgoten Tarraco, das heute spanische Tarragona. Der Circus, wo noch eine Zeit lang Spiele stattfanden, wurde mit Wohnhäusern überbaut. Manche Gewölbe unter den Tribünen dienen bis heute als Lager- und Geschäftsräume.

führen. Er wurde, an den Iden des März, ermordet, der Bürgerkrieg brach von neuem los.

Aus ihm ging Caesars Adoptivsohn 31 vor Christus als Sieger hervor. Vier Jahre später liess sich der noch immer junge Mann vom Senat den Titel *Augustus* verleihen, «der Erhabene». Augustus gelang das Kunststück, die römische Welt zu befrieden, nach aussen und innen. Er fand einen Kompromiss mit der alten Elite, der Nobilität, die ihre Macht verlor, aber ihre Würde in die neue Zeit hinüberrettete. Augustus begründete den Prinzipat als politisches System ganz eigener Art. Er war nach allen Regeln eine Monarchie, was aber niemand offen aussprach. So wurden auch die Interessen der alten Elite berücksichtigt, denn nach offizieller Lesart bestand die Republik fort. Augustus reklamierte sogar für sich, sie wiederhergestellt zu haben. «In meinem sechsten und siebten Konsulat habe ich, nachdem ich die Bürgerkriege beendet und durch einheitlichen Beschluss sämtlicher Bürger absolute Macht erlangt hatte, den Staat aus meiner Gewalt wieder der freien Entscheidung des Senats und des römischen Volkes übergeben.» So beschrieb Augustus selbst die Situation des Jahres 27 im gegen Ende seines Lebens veröffentlichten «Tatenbericht», in den *Res Gestae Divi Augusti*. In der erneuerten «Republik» zählte freilich faktisch nur das Wort eines einzigen Mannes: sein eigenes. So überragend war die Autorität des Friedensbringers Augustus, dass, als er 14 nach Christus das Zeitliche segnete, sein Nachfolger Tiberius unangefochten die Herrschaft übernehmen konnte. Im Prinzip gründeten alle Nachfolger bis zu Romulus Augustulus und im Osten bis zum Fall Konstantinopels ihre Legitimität auf Augustus.

Der Prinzipat erwies sich als so langlebig, weil er sich flexibel der sich wandelnden Wirklichkeit



anpassen liess. Die stetig grösser und komplexer werdende Gesellschaft des Imperiums stellte wachsende Anforderungen ans politische System: Es mutierte zuerst zu einer echten Monarchie, in der die Stellung des Kaisers auch rechtlich festgeschrieben war, dann zu einem bürokratischen System, in dem immer mehr Aufgaben von einer professionalisierten Verwaltung wahrgenommen wurden, und schliesslich zum christlichen Kaisertum der Spätantike, das seine Legitimität wesentlich auf Gottes Gnade stützte.

Augustus, der diese Entwicklung angestossen hatte, führte die römische Welt aus ihrer ersten tiefen Krise, die wesentlich daraus erwachsen war, dass die Republik und ihre Elite dem Imperium, das sie beherrschten, nicht gewachsen waren. Als sich Republik und Nobilität formiert hatten, war Rom ein Stadtstaat gewesen, der sich angeschickt hatte, Italien zu beherrschen. Jetzt war die Stadt am Tiber das Zentrum eines Weltreichs. Die Republik war unterwegs nicht mitgewachsen: Sie hatte die Städte und Stämme zu Partnern ihrer Wehrgemeinschaft gemacht, aber mit der Aufgabe, sie ins politische System zu integrieren, war sie überfordert. Vollends versagte sie vor der Herausforderung, das unterworfene Gebiet zu einem politischen Gebilde zu machen, das mehr war als ein Haufen zusammeneroberter Provinzen.

Augustus und seine Nachfolger stellten sich dieser Aufgabe. Unter den Kaisern als Symbolfiguren der Einheit gelang das Kunststück, aus Italikern, Kelten, Iberern, Griechen, Ägyptern, Syrern, Arabern, Phöniziern und Juden allmählich Römer zu machen. «Römer», das waren fortan nicht mehr nur die Bewohner der Metropole, sondern alle, die das römische Bürgerrecht hatten und, in einem weiteren Sinne, alle, die sich mit dem Imperium identifizierten und loyale Untertanen des römischen Kaisers waren. «Romanisierung» war ein dialektischer Prozess: Während immer mehr Menschen Latein oder Griechisch sprachen, die zivilisatorischen Segnungen des Imperiums annahmen und sich als Römer fühlten, gab die Stadt Rom Schritt für Schritt die Deutungshoheit darüber preis, was als «römisch» gelten konnte. So gab es ein griechisches Theater bald in jeder römischen Stadt. Die gallischen Hosen waren im 3. Jahrhundert nach Christus ebenso römisch wie die Toga. Und selbst der von den Juden entliehene Gott der Christen konnte im 4. Jahrhundert zur Projektionsfläche der römischen Staatsreligion werden. Das Imperium wurde römisch, während es zugleich immer multikultureller wurde.

Drei Faktoren waren es, die das Römischsein für die Bewohner der römischen Welt attraktiv machten. Erstens: das Bürgerrecht. Unter Augustus besass es ausserhalb Italiens nur eine exklusive Minderheit der Reichsbewohner. Zweihundert Jahre später, 212 nach Christus, erklärte der Kaiser Caracalla alle freien Untertanen zu römischen Bürgern. Dazwischen lag ein Prozess, in dem die Kaiser das Bürgerrecht grosszügig an alle verliehen, die sich durch Dienst im Heer oder durch Loyalitätsbeweise um Rom verdient gemacht hatten. Zwar war dieses Recht politisch bedeutungslos geworden; es gab keine Volksversammlung mehr, die Magistrate wählte, Gesetze beschloss oder den Krieg erklärte. Aber das Bürgerrecht begründete rechtliche Privilegien wie den Schutz vor Folter, und vor allem war es eine Prestigeressource ersten Ranges. Wer es besass, hielt die Eintrittskarte zum sozialen Aufstieg in der Hand. Er erlebte es vielleicht noch, wie seine Kinder zu römischen Rittern wurden. Der Nachfahre eines Provinzialen aus Nordafrika oder Gallien konnte es eines Tages zum Senator oder gar Kaiser bringen. Kaiser Pertinax, der 193 nach Christus nur wenige Monate regierte, war der Sohn eines Freigelassenen aus Ligurien. Das Imperium eröffnete ungeheure Räume für Karriere und sozialen Aufstieg.

Zweitens: die Zivilisation. «Was haben die Römer je für uns getan?», fragt Reg, der Chef der Volksfront von Judäa, die gegen die römischen Besatzer kämpft, im Monty-Python-Filmklassiker *Life of Brian*. Er erwartet als Antwort natürlich: nichts. Doch seine Mitstreiter zählen nacheinander Roms Segnungen in Judäa auf: Aquädukte, Bewässerung, medizinische Versorgung, Bildung, Wein, Thermen, öffentliche Ordnung, Frieden. Tatsächlich kam im Gefolge der römischen Legionen der zivilisatorische Fortschritt



Parkplatz auf kultischem Grund: Gleich neben der Markthalle des Suq al-Hamidiya stehen die Reste des Jupitertempels, den die Römer kurz nach dem Jahr 100 in Damaskus bauten. Als Karawanenstation und Handelsknotenpunkt spielte die Stadt eine wichtige Rolle – in römischer Zeit, aber auch davor und danach.



in die Provinz, und das nicht nur in Judäa. Die Bewohner des Imperiums wussten: Es ging ihnen besser als den armen Teufeln, die jenseits der römischen Grenzen ihr Dasein fristeten. Der Lebensstandard, den das Imperium garantierte, war im Vergleich zu modernen Gesellschaften einfach, aber er wurde in Europa erst wieder in der Zeit der Industriellen Revolution erreicht. Das Imperium war ein eng verflochtener Zivilisations-, Wohlstands- und Sicherheitsraum, in dem sich Menschen, Waren und Ideen frei bewegen konnten. Bis nach Ostasien reichte der wirtschaftliche Sog dieses grössten Binnenmarkts der vormodernen Welt: Während in Rom die oberen Zehntausend nicht wussten, wohin mit ihrem Geld, liefen in China die Seidenmanufakturen auf Hochtouren.

Drittens: der Mythos. Menschen erzählen sich überall und zu allen Zeiten Geschichten, die Antworten geben auf grundstürzende Fragen: Wer sind wir? Woher kommen wir? Wer sind die anderen? Besonders eifrige Geschichtenerzähler waren die Griechen. Sie nannten den Schatz ihrer Erzählungen, dessen Anfänge in die Zeit vor Homer zurückreichen, «Mythos». Den Mythos vererbten sie an die Römer, und die machten ihn zu einem mächtigen Instrument der Integration. Dank dem Mythos konnte jeder Mensch im Imperium bestimmen, wo sein Ort in der römischen Welt war. Die Geschichten machten den Reichsbewohnern begreiflich, dass sie zusammengehörten und gemeinsame Werte besassen, die es zu verteidigen galt. Hier setzte auch das Christentum an, das ab dem 3. Jahrhundert nach Christus die alten, polytheistischen Kulte verdrängte. Wie das Imperium vertrat es einen universellen Anspruch. Dass das Reich existierte, war Gottes Wille. Der Mythos machte das Imperium zu einem Identitätsraum.

Der gesellschaftliche Aufstieg, die Zivilisation, die Identität – diese drei Faktoren der Romanisierung machten das Reich noch nicht ganz zum Nationalstaat, wie ihn die Französische Revolution schuf, zur «imagined community», nach einer Formulierung des Historikers Benedict Anderson. Das Reich legte auf diesem Weg aber ein beachtliches Stück zurück und wandelte sich vom Gewaltraum zur Schicksalsgemeinschaft. Die Menschen erwarteten Sicherheit und persönliches Wohlergehen vom Reich und projizierten ihre Erwartungen auf den Kaiser, der damit in der Pflicht stand. Viele Kaiser wurden den Erwartungen gerecht. Etlichen gelang es nicht. Ihre Herrschaft endete allzu oft blutig.

Das Reich als solches aber bewies zu allen Zeiten eine bemerkenswerte Resilienz. Krisen, die andere Imperien an den Rand des Zusammenbruchs gebracht hätten, überstand es ohne grössere Blessuren. Lange war Rom in Europa, Nordafrika und Vorderasien machtpolitisch konkurrenzlos: Seine Nachbarn waren schwache, unorganisierte Stämme, neben dem dezentral aufgebauten, defensiv agierenden Partherreich. Die Situation wandelte sich erst in der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts nach Christus. Das Partherreich machte 226 dem Perserreich der Sasaniden Platz, das von Anfang an expansiv auftrat und Rom an seiner Ostflanke herausforderte.

Schon zuvor hatte sich die Struktur der Gesellschaft im nicht von Rom besetzten Germanien, dem sogenannten Barbaricum, von Grund auf verändert: Aus kompakten, sesshaften Stämmen wurden grosse, mobile Konföderationen, zusammengehalten durch die Gefolgschaft zu ehrgeizigen, charismatischen Führern. Die Aussicht auf Beute zog sie in die grenznahen Provinzen des Imperiums. Die römische Grenzbefestigung, der Limes, wurde porös. Immer wieder gelang es Alemannen, Goten, Franken und anderen, nach Gallien, Raetien, in die Donauprovinzen und sogar nach Griechenland, Kleinasien und Italien vorzudringen. Sie verbreiteten dort Angst und Schrecken, oft genug verhallte der Ruf nach dem Kaiser wirkungslos.

Das römische Militär wäre mit der Bedrohung problemlos fertiggeworden, hätten nicht zugleich die Perser mit mehreren Feldzügen ab 230 nach Christus die Ostgrenzen perforiert und die Provinzen Mesopotamien und Syrien heimgesucht. Die Kriege in West und Ost schaukelten sich zu einem Überforderungsszenario auf, das die Kaiser immer stärker unter Druck setzte. Sie mussten das Heer vergrössern und die Legionäre besser bezahlen, um deren Loyalität sicherzustellen.

Bild S. 36/37: Alfred Seiland, Jupitertempel, Damaskus, Syrien, 2011; Bild S. 39: Alfred Seiland, Blick vom Monte Barbaro, Segesta, Sizilien, Italien, 2010



Manchmal bleibt die Antike ein Rätsel. 260 vor Christus unterwarf Rom die Stadt Segesta auf Sizilien, eine Gründung der Elymer, die den Westen der Insel bewohnten. Waren sie vergessene Verwandte der Römer, wie der Dichter Vergil behauptete? Heute weiss man über die Elymer kaum etwas Gesichertes. Das gilt auch für den Tempel, den sie in Segesta bauten, ohne ihn je fertigzustellen. Nie benutzt und keinem Gott gewidmet, ist er einer der besterhaltenen im Mittelmeerraum.

Die Soldzahlungen strapazierten die Ressourcen des Reichs. Die Kaiser reagierten, indem sie den Silbergehalt des römischen Denars immer weiter herabsetzten. Aber auch mit immer mehr Geld liess sich die Treue der Soldaten nicht kaufen. Politische Instabilität war der Preis, überall erhoben sich Usurpatoren. Revolten erschütterten das Reich, Bürgerkriege schwächten es. Von 235 bis 285 nach Christus herrschten achtzehn Kaiser über die römische Welt, ungezählte erfolglose Usurpatoren nicht mitgerechnet.

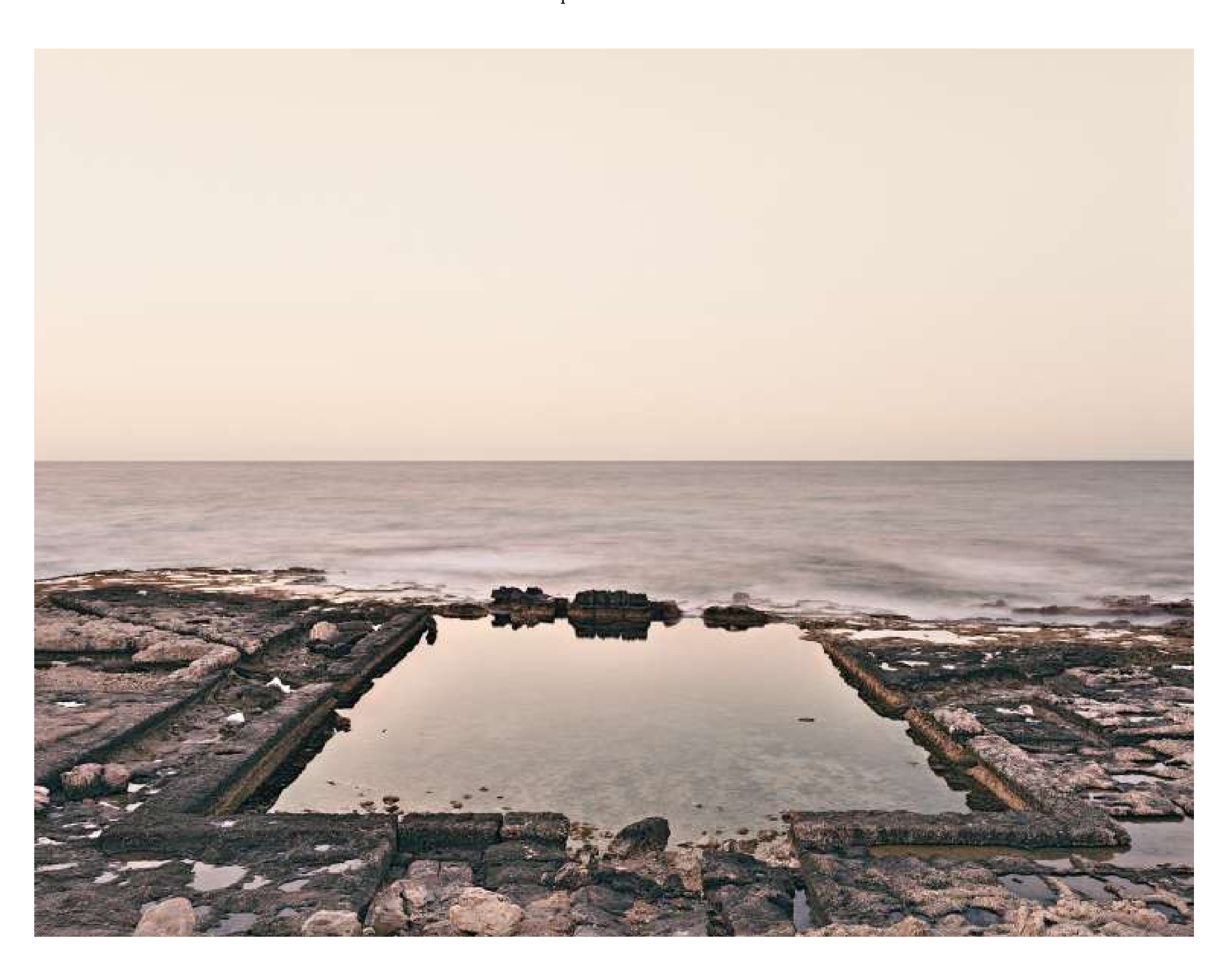
Doch den Kaisern gelang es, das taumelnde Reich wieder auf Kurs zu bringen. Sie verbesserten die Schlagkraft der Legionen, stabilisierten die Reichsgrenzen, machten das Steuersystem effizienter, professionalisierten die Verwaltung und gaben den Denar zugunsten einer Goldwährung auf. Als sie erkannten, dass sie die christliche Religion durch Verfolgungen nicht klein machen konnten, verkündeten sie erst religiöse Toleranz und machten das Christentum schliesslich zur Staatsreligion. Aus der Krise des 3. Jahrhunderts ging im 4. Jahrhundert ein erneuertes, in mancher Hinsicht gestärktes Reich hervor. An zwei Hypotheken freilich trug das gerettete Imperium schwer. So partizipierten grosse Teile der Bevölkerung nach dem Übergang zum Goldstandard nicht länger an der Geldwirtschaft und kehrten zur Naturalökonomie zurück. Damit wurde das Imperium ökonomisch entflochten. Und: Heer und Bürokratie waren teuer. Der Finanzbedarf der Kaiser hatte sich gegenüber dem 1. und 2. Jahrhundert drastisch erhöht.

Schon bald stand das Imperium abermals am Abgrund. Kaiser Julian wollte das Rad der Geschichte zurückdrehen und die polytheistischen Kulte wiederbeleben, weshalb er von seinen Gegnern der «Abtrünnige», *apostata*, geschmäht wurde. 363 nach Christus führte er einen Feldzug gegen die Perser, der in einer katastrophalen Niederlage und im Tod des Kaisers endete. Fünfzehn Jahre später vernichteten christliche Terwingen, ein Teilstamm der Goten, der auf römischem Boden ursprünglich Asyl erhalten hatte, das Heer des Kaisers Valens bei der Stadt Adrianopel in Thrakien. Beide Niederlagen zusammen bildeten die Ouvertüre zu einer neuen Krise, die für den westlichen Teil Roms tödlich enden sollte. Atemberaubend rasch zerfiel in den folgenden Jahrzehnten das Imperium, der Wohlstands- und Sicherheitsraum löste sich auf, die militärische Stärke schwand dahin. Das Szenario erinnert frappierend an jenes des 3. Jahrhunderts. Erneut begaben sich ganze Völker auf Wanderschaft. Die Goten, die 378 nach Christus Valens besiegt hatten, verheerten den südlichen Balkan, bis der neue Kaiser Theodosius im Jahr 382 einen Vertrag schloss und sie an der unteren Donau ansiedelte. Anders als bei bisherigen Germanenansiedlungen blieb diesmal die Stammesstruktur der Goten intakt, sie gingen nicht in der örtlichen Bevölkerung auf. 395 starb Theodosius und hinterliess zwei Söhne, zwischen denen das Imperium aufgeteilt wurde: hier Westrom, dort Ostrom.

Herrschaftsteilung war an sich nichts Neues und entsprang der Logik, dass das Reich zu gross war für einen Kaiser. Doch diesmal war alles anders. Die Teilung war irreversibel und schuf zwei latent rivalisierende Reichshälften mit den Hauptstädten Mailand und Konstantinopel. Wie einen schwarzen Peter versuchten sich beide Seiten die Goten zuzuschieben, die wieder dazu übergegangen waren, die Balkanhalbinsel zu verwüsten. Als der Westkaiser Honorius schmutzige Tricks mit den Germanen spielte, nahm ihr König Alarich im Jahr 410 die alte Hauptstadt am Tiber im Sturm und plünderte sie drei Tage lang. Der Fall Roms war ein Menetekel: Überall im Reich wähnte man sich dem jüngsten Tag nahe.

Westrom hatte, um Italien militärisch zu sichern, die Grenzgarnisonen aus Gallien, Germanien und Britannien abgezogen. In der Neujahrsnacht 406/407 nach Christus überquerten Vandalen, Sueben und Alanen den zugefrorenen Rhein zwischen Mainz und Worms und fielen in Gallien ein. Eine westliche Provinz nach der anderen wurde in den folgenden Jahren und Jahrzehnten zur Beute der Stämme, die ihre Reiche auf römischem Boden gründeten: die Westgoten in Aquitanien, die Vandalen in Nordafrika, die Hunnen im Donauraum, die Angelsachsen in Britannien, die Burgunder in Savoyen. Die romanisierte Bevölkerung in den Provinzen arrangierte sich wohl

Bild: Alfred Seiland, Fischbecken, Alsancak, Lambousa, Zypern (nördlicher Teil), 2015



Hier dauerte Rom siebenhundert Jahre länger: Nachdem die Westhälfte des Reichs untergegangen war, verkörperte Lambousa auf Zypern – die «leuchtende Stadt» – den ökonomischen und kulturellen Reichtum des Oströmischen Reichs. Dem Bedarf der Oberschicht dienten die im 6. Jahrhundert angelegten Becken für Fische aus dem Meer: Dank ihnen konnten die Fischer immer frischen Fang ausliefern.

oder übel mit den Neuankömmlingen, Anarchie machte sich nicht breit. Aber wohlgelitten waren die Fremden auch nicht. Sidonius Apollinaris, gallorömischer Aristokrat und Bischof von Clermont-Ferrand, berichtete um 470 in einem Brief von der Hochzeit des Frankenprinzen Sigismer mit einer burgundischen Königstochter: Das Waffenarsenal, das die Krieger zu diesem friedlichen Anlass mit sich herumtrugen, trieb dem Kirchenmann Schauer über den Rücken.

451 errang das Imperium noch einmal einen grossen Sieg: Der Heermeister Aëtius schlug auf den Katalaunischen Feldern in der Champagne mit den verbündeten Westgoten die Hunnen und die Ostgoten unter Attila. Das Hunnenreich zerfiel so blitzartig, wie es entstanden war. Doch ausgerechnet jetzt stürzte das Westreich auch noch in eine Regierungskrise. Aëtius, der eigentliche starke Mann im Westen, wurde 454 ermordet – von Valentinian, einem ebenso schwachen wie ehrgeizigen Kaiser. Ein Jahr später starb auch Valentinian, Gefolgsleute von Aëtius hatten Rache genommen. Kaum war der Kaiser tot, wurde Rom ein zweites Mal Opfer einer Plünderung – diesmal fielen die Vandalen über die Stadt her und verdienten sich damit den üblen Klang, den ihr Name seither hat.

Auf Valentinian folgten noch neun Kaiser. Sie waren nurmehr Marionetten ihrer Heermeister, die sich hinter den Kulissen als graue Eminenzen gebärdeten. Romulus Augustulus war der letzte von ihnen. Ebenso wenig wie sein Vorgänger trug er die Verantwortung für das Ende Westroms. Wer oder was aber war dann schuld am Untergang? Wer bis hier gelesen hat, wird eindimensionale Erklärungsversuche verwerfen: Es war weder spätrömische Dekadenz noch das Blei der Wasserleitungen, nicht das Christentum und auch nicht der Klimawandel, der dem Imperium den Garaus machte. Es waren auch nicht die Hunnen und die Barbaren allein, obwohl sie eine unabdingbare Zutat zum Katastrophenszenario des 5. Jahrhunderts waren. Rom war schon einmal mit wandernden Stämmen fertiggeworden. Warum klappte es diesmal nicht?

Das Römische Reich war im Lauf der Jahrhunderte zu einem immer komplexeren System herangewachsen, und ein solches Imperium muss man sich erst einmal leisten können. Genügten in der Republik noch ein paar Senatoren, um die römische Welt zu verwalten, bedurfte es später der Sklaven und Freigelassenen des Kaisers und noch später eines grossen Stabs professioneller Bürokraten. Das Heer wurde stetig grösser und teurer. Die Reichsbewohner waren nur allzu bereit, das Reich mit ihren Steuern am Leben zu erhalten, es gar mit ihrem Leben zu verteidigen, solange die Bilanz stimmte: Wohlstand und Sicherheit, die Rom garantierte, lohnten die Investition. Die Rechnung ging auf, die Schicksalsgemeinschaft funktionierte.

Das alles änderte sich, als sich germanische und andere Stämme dauerhaft im Reich niederliessen, als Provinzbewohner Boden abtreten mussten, als West und Ost plötzlich konkurrierten, als die Kaiser nicht mehr für die Sicherheit garantieren konnten. Der zweimalige Fall Roms war dafür ein Fanal. Die ideelle Gemeinschaft, die durch Rom und den Kaiser verklammert wurde, löste sich auf, immer mehr Reichsbewohner nahmen den Niedergang hin.

Zuckten alle nur mit den Achseln, als Romulus Augustulus von der Bühne abtrat? Unser Gewährsmann ist wiederum Sidonius Apollinaris. Er lebte in Gallien, als sich dort germanische Stämme auf Kosten der romanisierten Bevölkerung ausbreiteten, und er leistete Widerstand. Der Bischof rekrutierte und kommandierte eine Miliz, welche die Auvergne gegen das expandierende Westgotenreich verteidigte. Am Ende erfolglos, weil Rom keine Hilfe sandte, aber den Bürgern war es nicht gleichgültig, wer sie beherrschte. In der Auvergne funktionierte die Schicksalsgemeinschaft noch.

Sidonius war ein aufmerksamer Beobachter der Veränderungen, die seine Heimat durchmachte. 467 reist er in offizieller Mission von Gallien nach Rom und bewegt sich durch ein Imperium, dessen Infrastruktur noch völlig intakt ist: Strassen, Herbergen, Fährverbindungen und die Post funktionieren so zuverlässig wie eh und je. Doch schon wenige Jahre später, Romulus Augustulus hat gerade abgedankt, schreibt er an seinen Bischofskollegen Faustus von Riez, man

Illustration: Agata Marszalek

könne nicht einmal mehr einen Brief guten Gewissens auf den Weg bringen, weil niemand für die Sicherheit des Boten garantieren könne. «Wir müssen die Kunst erlernen zu schweigen», lautet sein bitteres Fazit.

Sidonius beklagt auch den Verfall der Kultur. Seinem Freund Johannes, einem Lehrer, zollt er Anerkennung dafür, dass er «die lateinische Sprache sicher in den Hafen gesteuert» habe, «während die Waffen Schiffbruch erlitten» hätten. Eigentlich sei die klassische Literatur schon so gut wie «begraben», doch gelte es, so viel wie möglich davon zu bewahren. Ohnehin sei Bildung jetzt der einzige noch gültige Nachweis von Adel, nachdem «die alten Rangabzeichen, durch die einstmals der Höchste vom Letzten unterschieden wurde, abgeschafft» worden seien.

Sidonius ist Zeuge eines tiefen Kulturwandels, einer Zeitenwende. Er, der gallorömische Aristokrat, erlebt das Neue als Verlust, die Germanen als Bedrohung, den Zusammenbruch des Imperiums als Katastrophe. Die archäologische Forschung fördert für die Epoche ein Bild zutage, das Sidonius recht gibt: Um 500 ging es der Masse der Menschen im Westen schlechter als hundert Jahre zuvor. Sie waren ärmer, weniger gebildet, lebten in weniger komfortablen und vor allem weniger sicheren Verhältnissen. Das Ende der Antike war nicht einfach nur eine «Transformation», wie viele Forscher heute glauben; es war auch das Ende einer Zivilisation.

Mit der Zivilisation ging ihr Wissen unter. Nicht nur Städte und Infrastruktur sanken dahin, auch Bibliotheken wurden ein Opfer der Umwälzungen. Rund 90 Prozent der antiken Literatur gingen am Übergang zum Mittelalter unwiederbringlich verloren. Etwa 2000 griechische Autoren sind uns namentlich bekannt, doch nur von 253 haben sich Werke erhalten. Bei den lateinischen Autoren liegt das Verhältnis bei 772 zu 144. Was an Texten die Bücherverbrennungen überlebt hatte, die Christen mit religiösem Eifer veranlasst hatten, geriet meist in der Zeit der Völkerwanderung in Vergessenheit.

Das Jahr 476 ist nur ein Jahr. Dass der Westen keinen Kaiser mehr hatte, konnten die meisten, die sich noch als Römer fühlten, verschmerzen. Doch in der Zeit kurz vor und kurz nach dem Symboljahr ging eine Welt in atemberaubendem Tempo unter. Roms Ende kann einem ein tiefes Unbehagen einflössen. Wir lernen: Kein Imperium, keine Zivilisation währt ewig. Es gibt kein Ende der Geschichte. Und wir ahnen: Nirgends steht geschrieben, dass unsere Kinder und Enkel so leben können wie wir. |G|



Michael Sommer, Jahrgang 1970, ist seit 2012 Professor für Alte Geschichte an der Carl-von-Ossietzky-Universität im deutschen Oldenburg. Zuvor forschte und lehrte er zehn Jahre in Oxford und in Liverpool. Er beschäftigt sich vor allem mit den Verflechtungen der römischen Welt und den politischen Institutionen der Antike. Seine neuesten Bücher: *Alle Wege führen nach Rom. Die kürzeste Geschichte der Antike* (Klett-Cotta 2022), *Dark Rome. Das geheime Leben der Römer* (C.H. Beck 2022), *Schwarze Tage. Roms Kriege gegen Karthago* (C.H. Beck 2021).

Weiterführende Literatur

Alfred Heuss: Römische Geschichte. Paderborn 1998.
Theodor Mommsen: Römische Geschichte. 5 Bände. Berlin 1902–1904.
Michael Sommer: Römische Geschichte. Von den Anfängen bis zum Untergang. Stuttgart 2023.
Andrew Wallace-Hadrill: Rome's Cultural Revolution. Cambridge 2008.
Greg Woolf: Metropolis. Aufstieg und Niedergang antiker Städte. Stuttgart 2022.

Alfred Seilands Fotografien sind in mehreren Bildbänden erschienen: *Imperium Romanum. Opus extractum* (Hatje Cantz 2013), *Imperium Romanum. Opus extractum II* (Hartmann 2016), *Imperium Romanum. Photographs 2005–2020* (Skira 2021).



Wie aus Kelten Römer wurden

Was bedeutete die Herrschaft Roms im Gebiet der heutigen Schweiz? Die archäologischen Funde aus Augusta Raurica zeigen, wie in einer Koloniestadt die heimische Gesellschaft die neue Kultur annahm.

Von Barbara Pfäffli und Lilian Raselli



Abb. 1: Auf diesem Siegesdenkmal aus Augusta Raurica ist ein «Barbar» (Fremder) dargestellt. Es könnte sich um einen Kelten handeln.



Abb. 2: Aus dem Reigen der Darstellungen des Gottes Merkur sticht ein kleines Weihrelief heraus: Eine Inschrift nennt den keltischen Gott Cissonius, das lokale Pendant für Merkur. Rechts erkennt man ihn mit Flügelhut, Heroldstab und Geldbeutel, links einen Opfernden oder einen Opferdiener mit einem Ziegenbock.

Die grosse Geschichte ist schnell erzählt. Bevor die Römer den Raum Basel eroberten, siedelte hier ein keltischer Volksstamm, die Rauriker. Sie zogen 58 vor Christus zusammen mit den Helvetiern und weiteren keltischen Stämmen Richtung Westen, um sich in der Gegend von Bordeaux im heutigen Frankreich niederzulassen. Dieser «Auszug der Helvetier» wurde unter dem Kommando von Gaius Julius Caesar gestoppt: Das römische Heer schlug die keltischen Auswanderer in der Schlacht bei Bibracte und zwang sie dazu, in ihre Herkunftsgebiete zurückzukehren – Vorgänge, die durch Caesars Schilderungen in *De bello Gallico* bekannt sind.

Im Lauf der Zeit kamen sämtliche Gebiete links des Rheins unter römische Hoheit. Im Territorium der Rauriker gründete Roms Statthalter in Gallien, Lucius Munatius Plancus, um 44 vor Christus eine Koloniestadt, die nach den Raurikern benannt wurde: die Colonia Raurica. Soviel man heute weiss, kam die Gründung vorerst über den formellen Akt nicht hinaus; dafür sorgten wohl die bürgerkriegsartigen Wirren, die in Rom nach der Ermordung Caesars herrschten.

Die eigentliche Romanisierung der Region setzte nach den Alpenfeldzügen und der Eroberung der Zentralalpen ein, während der Regierungszeit von Kaiser Augustus (27 vor bis 14 nach Christus). Damals muss eine eigentliche Neugründung der nunmehr Augusta Raurica genannten Kolonie stattgefunden haben, wovon die Bruchstücke zweier Ehreninschriften zeugen. Auch die ersten nachgewiesenen Bautätigkeiten lassen sich etwa auf diese Zeit datieren.

Direkt vom römischen Kaiser gegründet, war Augusta Raurica die wichtigste Koloniestadt auf dem Gebiet der heutigen Schweiz, neben Nyon (Colonia Iulia Equestris) und Avenches (Aventicum, erst 71 nach Christus zur Koloniestadt erhoben). Ausschlaggebend für die Standortwahl scheint die verkehrstechnische Lage gewesen zu sein: Augusta Raurica wurde auf der grünen Wiese gebaut, eine direkte keltische Vorgängersiedlung ist nicht bekannt. Zugleich wurde die Stadt in nachrömischer Zeit nicht weiter bewohnt, mit dem Effekt, dass sie aussergewöhnlich gut erhalten blieb. Der grösste Teil liegt noch immer unberührt unter dem Boden, den sich heute zwei Gemeinden teilen, das basellandschaftliche Augst und das aargauische Kaiseraugst.

Koloniestädte wurden als «Klein-Rom» gebaut, um die städtische Kultur Roms in den neu eroberten Gebieten zu etablieren. Von Beginn an war jeweils ein Forum mit einem Tempel vorgesehen, wo sich auch der Ausgangspunkt der Stadtvermessung befand. Von hier aus entwarf man die Stadt mit einem festgelegten Strassenraster und rechteckigen Stadtquartieren *(insulae),* die mit der Zeit mit privaten und öffentlichen Gebäuden überbaut wurden. Auch die Verwaltung war jener Roms nachempfunden: Das aus etwa hundert Decurionen – auf Lebenszeit gewählten Stadträten – bestehende Parlament tagte unter dem Vorsitz von zwei regierenden Bürgermeistern *(duumviri)* nach dem Vorbild des Senats in Rom mit seinen zwei Konsuln an der Spitze. Der Decurionenrat kontrollierte die Beamten, verfügte über den Boden und verpachtete ihn.

Heute wird in der Archäologie rege darüber diskutiert, wie die Romanisierung vonstattenging, die Integration unterschiedlicher Lebensbereiche, Bevölkerungsgruppen und Regionen ins Römische Reich. Eine Grundlage für den Wandel, der im Rückblick schnell vollzogen worden zu sein scheint, war die geschickte römische Gesellschaftspolitik. Die einheimischen Eliten in den besetzten Gebieten erhielten das römische Bürgerrecht direkt vom Kaiser. So wurden sie rasch eingegliedert, behielten aber ihren Status und ihr Ansehen und blieben an der Spitze ihrer übrigen Landsleute, während diese zu Peregrinen, zu «Fremden», degradiert wurden. Weil Peregrine rechtlich benachteiligt waren, war das Bürgerrecht begehrt. Indem es durch Verdienste erlangt werden konnte, zum Beispiel durch eine Ämterlaufbahn oder langjährigen Einsatz im Militär, förderten die Kaiser gleichzeitig den Zuwachs an loyalen römischen Bürgern.

Nicht von ungefähr waren laut dem Archäologen Ludwig Berger die ersten Bewohner von Augusta Raurica vornehme Rauriker und einheimische Veteranen der römischen Armee, denen das Bürgerrecht verliehen worden war; dazu kamen Zuzüger aus dem Süden. Schliesslich liessen sich auch peregrine Rauriker als Handwerker und Bedienstete in der aufblühenden Stadt nieder, andere wurden womöglich von der befestigten Siedlung auf dem Basler Münsterhügel hierher verlegt.

So wurden Kelten zu Römern, ohne ihre Traditionen jedoch völlig abzulegen. Im archäologischen Fundgut von Augusta Raurica kommen regelmässig keltische Elemente vor. Sie sind beispielsweise in tradierten Keramikformen nachweisbar, in Fibeln (Nadeln zum Schliessen der Gewänder), in Schutzamuletten oder in kugelförmigen Rasseln für Kinder – Gegenständen aus dem privaten Bereich, die auch in der römischen Zeit weiter benutzt wurden.

Derweil entwickelte sich die Koloniestadt nach römischen Mustern. Während die Häuser anfangs vorwiegend aus Holz gefertigt waren, setzte um die Mitte des 1. Jahrhunderts nach Christus eine rege Bautätigkeit ein – innerhalb weniger Jahrzehnte wurde die Stadt grösstenteils in Stein ausgebaut. In dieser Phase wurde das Forum erneuert, und bedeutende Neubauprojekte wurden realisiert. Etwa um das Jahr 70 entstand im Stadtzentrum ein erstes Theater, und auf dem gegenüberliegenden Schönbühl-Hügel wurden mehrere kleine Vierecktempel durch einen Podiumstempel nach römischem Vorbild ersetzt. Dieses Ensemble geht möglicherweise auf imperiale Propaganda aus Rom zurück, es kann aber auch in Zusammenhang mit einem Landtag der raurakischen Gemeinschaft entstanden sein. Ebenfalls in dieser Zeit entstand ein bedeutender Sakralbau mit angegliedertem Heilbad, das Heiligtum in der Grienmatt.



Abb. 3: Minerva mit Helm und Brustpanzer, gefunden bei Insula 37. Ursprünglich war die Büste wohl in einem Tempel aufgestellt.

Über die Bilderwelt in den keltischen Gebieten kurz vor der römischen Eroberung wissen wir wenig. Einzelne erhaltene Holzstatuen lassen aber darauf schliessen, dass die Kelten (*NZZ Geschichte* Nr. 36, September 2021) von einigen Göttern und Helden Bildnisse gefertigt hatten. Caesar zählte in seinem Kriegsbericht *De bello Gallico* die wichtigsten keltischen Götter auf, verwendete für sie aber Namen passender Charaktere aus der römischen Götterwelt. Diese Verschmelzung wurde zur Regel in den besetzten Gebieten: Einheimische Götterfiguren wurden nach griechisch-römischen Vorbildern gestaltet, die beiden Kulturen vermischten sich.

Caesar zählte wichtige keltische Götter auf, verwendete für sie aber Namen aus der römischen Götterwelt.

Auch die Bildnisse aus der heutigen Nordwestschweiz lassen meist nicht eindeutig erkennen, ob sie einheimische oder römische Gottheiten darstellen. Caesar berichtete, dass die Kelten und die Germanen Merkur am meisten verehrten (Abb. 2), dann folgten Apollo, Minerva, Jupiter und Mars. Auch in Augusta Raurica ist Merkur am häufigsten vertreten, was Caesars Beobachtung bestätigt. Von römischen Gottheiten wie Minerva und Victoria existieren ebenfalls Bildnisse von herausragender Qualität.

Eine monumentale Minerva-Büste (Abb. 3) lässt vermuten, dass diese Göttin eine besondere Stellung im lokalen Kult einnahm. Ob es sich auch hier um eine lokale Interpretation handelt, kann nicht eindeutig gesagt werden. Bei Victoria legt die Menge der gefundenen Bildnisse allerdings nahe, dass sie nichtrömische Vorstellungen verkörperte – trotz der eindeutig römischen Bildsprache. Funde aus dem Heiligtum in der Grienmatt belegen ausserdem Weihungen an römische Heilgötter: an Hercules, Apollo und Aesculapius Augustus, zudem an Sucellus, den keltischen Gott des Waldes und der Fruchtbarkeit (Abb. 4). Dieser einheimische Gott ist in Augusta Raurica durch mehrere Statuetten vertreten.

Über die Jahre entwickelte sich der Ort zu einer blühenden Handwerks- und Handelsstadt mit einer Infrastruktur, wie man sie in einer römischen Kolonie erwartete – mit öffentlichen Bädern, Brunnen und natürlich einem Amphitheater. Unter der Regierungszeit von Kaiser Vespasian (69 bis 79 nach Christus) wurde das «Dekumatenland» erschlossen, das heute deutsche Gebiet rechts des Rheins, und die Grenze des Römischen Reichs gegen Norden verschoben. Die Expansion hinterliess auch Spuren in Augusta Raurica: Siegesdenkmäler, die erbeutete Waffen und gefesselte Kriegsgefangene darstellten, verkörperten hier den Herrschaftsanspruch Roms (Abb. 1). Ums Jahr 200 erreichte das Stadtgebiet schliesslich seine grösste Ausdehnung. Die Oberstadt umfasste rund 77 Hektaren, die Unterstadt weitere 29; die Bevölkerung war auf rund 15 000 Einwohner angestiegen. Zum Vergleich: Heute zählen Augst und Kaiseraugst zusammen nicht ganz 6500 Einwohner.

Wer waren die Menschen, die Augusta Raurica gründeten, bauten und bewohnten? Wie lebten sie, und woran glaubten sie? Mit den spärlichen schriftlichen Quellen, aber auch mit den reichlichen archäologischen Funden lassen sich diese Fragen nicht abschliessend beantworten. Einblicke in den Alltag der Koloniestadt sind gleichwohl möglich. Die Beispiele zeigen auch, wie schnell sich die Kelten in die Stadt und in die neue Gesellschaft integrierten, wie sie sich der römischen Kultur bedienten und zugleich ihre Wurzeln betonten, sei es durch ihre Kleidung oder ihre Namen.

1975 entdeckte man bei Grabungsarbeiten für einen Lärmschutzwall entlang der Autobahn Zürich–Basel einen Töpferofen samt Bedienungsgrube und Abfallschichten – Überreste der ältesten bekannten Töpferei im Stadtgebiet. Im Abfall fanden sich zahlreiche Fehlbrände, also Ausschussware, deren Auswertung es er-

Bild: Augusta Raurica, Susanne Schenker

laubte, das Produktionsprogramm der Töpferei zu bestimmen. Demnach stellte man hier verschiedene Arten von Keramik her, unter anderem Sigillata-Imitationen, das heisst Nachbildungen einer Art von Schälchen und Tellern, die als Importe aus dem italischen Gebiet geschätzt wurden. Einige Teller waren mit «Fronto» gestempelt, einem auch in Gallien häufigen Namen, der in Lateinisch «der Breitstirnige» bedeutet – Zeugnis eines Keramikers, der hier in der Zeit um Christi Geburt, in der Frühzeit der Kolonie, Geschirr fabrizierte. Frontos Werkstatt fertigte aber nicht nur typisch römische Keramik, sondern auch Gefässe nach einheimisch-keltischer Art und sogar Formen nach gallo-belgischem Vorbild.

Bemerkenswert ist die Lage der gut funktionierenden Werkstatt: Sie befand sich an einer Hauptstrasse am südlichen Stadtrand, die schon in der Grundvermessung von Augusta Raurica angelegt war. Die Lage begünstigte die Versorgung der Werkstatt mit Rohstoffen wie Lehm und Holz, ebenso den Vertrieb der produzierten Ware ins Umland und ins Stadtinnere. Ausserdem scheinen bei der Standortwahl die Windverhältnisse eine entscheidende Rolle gespielt zu haben, wie die Archäologin Debora Schmid festgestellt hat: Der Wind blies wohl auch damals schon vornehmlich aus Westen und trieb so gefährliche Funken aus dem Brennofen vom Stadtgebiet weg. Die Lage der Töpferei deutet darauf hin, dass die Verwalter der Kolonie einheimische Handwerker von Beginn an überlegt und vorteilhaft in die entstehende Stadt eingliederten.

Im letzten Viertel des ersten Jahrhunderts nach Christus wurde in einem Gräberfeld an der Ausfallstrasse nach Basilia (Basel) ein Grab angelegt, dessen mächtiger Grabstein den Verstorbenen in einem qualitativ hochstehenden Relief zeigt (Abb. 5). Es ist eine der seltenen Darstellungen von einheimischen Zivilpersonen im Gebiet der heutigen Schweiz. Der Mann, gestorben zwischen 75 und 100 nach Christus, trägt einen typisch keltischen Wollmantel mit Kapuze – eine *paenula* mit *cucullus* – und hält eine Schreibtafel in den Händen. Der untere Teil des Reliefs illustriert seinen Beruf: Laut der gut erkennbaren Waage mit Gewichten und Barren könnte er Eisenhändler gewesen sein.



Abb. 4: Der Sucellus aus Augst erscheint im Typus des Göttervaters Jupiter, seine charakteristische Kleidung erinnert jedoch an seine keltische Herkunft.

In der Antike waren Handel und Handwerk eng verbunden; möglicherweise stammte der Wohlstand des Verstorbenen deshalb nicht nur aus dem Handel, sondern auch aus dem Betrieb einer Werkstatt. Auf dem heute blanken Mittelfeld in Form einer *tabula ansata* – einer Inschrifttafel mit dreieckigen Ansätzen an den Schmalseiten – waren ursprünglich neben dem Namen des Mannes wohl auch Meilensteine seines Privat- und Geschäftslebens aufgemalt. Davon ist heute leider nichts mehr erhalten. Die Darstellung des Händlers im traditionellen Kapuzenmantel lässt den Schluss zu, dass er einheimisch-keltischer Abstammung war. Damit ist er nicht allein: Laut den Untersuchungen von Benjamin Hartmann bezeichnen vier Fünftel der 51 bestimmbaren Grabinschriften aus Augusta Raurica Verstorbene mit keltischen Wurzeln, von denen 25 Peregrine waren und 16 römische Bürger.



Abb. 5: Grabstein eines einheimischen Händlers. Im unteren Teil des Reliefs sind eine Waage und Roheisenbarren dargestellt.

War auch der Händler ein Peregrine? Hätte er sich, wenn er das Bürgerrecht besessen hätte, in der den römischen Bürgern vorbehaltenen Toga darstellen lassen? Wir wissen es nicht. Untersuchungen von Berufsdarstellungen auf Grabdenkmälern in den römischen Nordwestprovinzen, wo solche häufiger vorkamen, zeigen aber, dass sich erfolgreiche Händler und Handwerker oft in einheimischer Kleidung abbilden liessen, selbst wenn sie das römische Bürgerrecht besassen. Die Schreibtafel, die der Mann in den Händen hält, ist ein typisches Attribut für einen Händler, zugleich zeigt sie zusammen mit dem heute leeren Schriftfeld an, wie selbstverständlich der Verstorbene mit der Schrift umging – einem bei den Kelten in vorrömischer Zeit noch weitgehend unbekannten Medium. Auch die römische Sitte, steinerne Grabmäler entlang der Ausfallstrassen zu errichten, kam erst durch die Okkupation in den Norden.

Aus dem ersten Jahrhundert nach Christus stammt eine im Fundament des Kastells Castrum Rauracense gefundene Weihinschrift. Sie wurde dort in Zweitverwendung verbaut; ursprünglich hatte sie ein gewisser Lucius Ciltius Cossus dem Gott Merkur gewidmet. Am dreiteiligen Namen ist erkennbar, dass Cossus das römische Bürgerrecht besass. Zudem war er *sevir augustalis,* ein Mitglied der kaiserlichen Sechserherren, eines geachteten Kollegiums für die Ausübung des Kaiserkults, und damit eine Stütze der städtischen Gesellschaft.

Lucius Ciltius Cossus ging aus der einheimischen Bevölkerung hervor, und er lässt diesbezüglich keine Zweifel offen: Durch die Nennung seines Vaters Celtillus, der offenbar ein peregriner Kelte war, und durch seinen davon abgeleiteten Familiennamen Ciltius betont er seine Herkunft. Oft wurden Familiennamen damals anders abgeleitet, nämlich von der Person, auf deren Initiative hin das Bürgerrecht verliehen worden war. Zudem zeugt auch der Name der Gottheit von der Verschmelzung heimisch-keltischer und römischer Traditionen: Die Weihinschrift war Mercurius Augustus gewidmet. So verband Cossus den Namen des römischen Kaisers mit dem Gott Merkur, den bereits die Kelten verehrt hatten.

Bild: Augusta Raurica, Ortlof Harl; Illustrationen: Agata Marszalek

Weshalb das keltische Element in der römischen Stadt Augusta Raurica so wichtig geblieben ist, wissen wir nicht. Womöglich hat dabei eine Rolle gespielt, dass die Rauriker nicht wie viele andere Stammesverbände umgesiedelt wurden und sie deshalb ihre lokale und ethnische Verbundenheit einfacher wahren konnten. Um 200 nach Christus lässt sich sogar im Zierstil von gewissen Keramik- und Bronzegegenständen ein Wiederaufleben des keltischen Erbes feststellen (Latène-Renaissance).

1962 fand man bei Bauarbeiten im Kastellareal von Kaiseraugst einen auffällig kleinen Grabstein mit der Darstellung eines Ehepaars. Der über der Schulter mit einer Scheibenfibel verschlossene Mantel und der Gürtel mit Ringschnalle identifizieren den Mann als Militärangehörigen. Bei der *vitis,* dem Stock in seiner Hand, handelt es sich um das Symbol für den Rang des *centurio,* eines Offiziers des römischen Heers. Frisur, Bart und die Art der Darstellung entsprechen dem Stil des dritten Jahrhunderts. Erstaunlicherweise trägt die Frau nicht die damals übliche Haartracht mit den Zöpfen, die im Nacken zu einem flachen Nest zusammengebunden sind: Ihr Haar ist in der Mitte gescheitelt und fällt glatt auf die Schultern. Auf keltisch-römischen Grabsteinen werden ähnlich einfache Frisuren manchmal von Angehörigen der Unter- und Mittelschicht getragen. Die Frisur könnte aber auch als Zeichen der Trauer gedeutet werden. Falls die Frau als Trauernde dargestellt ist, weist das darauf hin, dass sie das Grabrelief in Auftrag gegeben hatte.

Der Grabstein mit den Eheleuten stammt aus der Zeit zwischen 210 und 250 nach Christus. Damals begann im Römischen Reich eine Phase von Kriegen sowie wirtschaftlichen und politischen Krisen, die das Imperium unter Druck setzten; die Aussengrenzen wurden wiederholt angegriffen. Das hatte auch Folgen für Augusta Raurica. Ab der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts ging die Bevölkerung massiv zurück, und ums Jahr 280 wurden die bis dahin zivil bewohnten Stadtgebiete weitgehend aufgegeben. Ab dem Jahr 300 liess sich die Bevölkerung im Schutz des Castrum Rauracense nieder, des vom Militär erbauten Kastells am Rhein. |G|



Barbara Pfäffli, Jahrgang 1968, ist Archäologin und Kuratorin im Museum Augusta Raurica in Augst. Schwerpunkte ihrer Forschung sind Kindheit und Wohnarchitektur in der Koloniestadt.



Lilian Raselli, Jahrgang 1963, leitet seit 2018 das Museum Augusta Raurica. Als Archäologin beschäftigt sie sich dort unter anderem mit römischer Kultur und mit antiken Schmucksteinen (Glyptik).

Weiterführende Literatur

Ludwig Berger: Führer durch Augusta Raurica. Basel 2012.

Laurent Flutsch u. a. (Hg.): Die Schweiz vom Paläolithikum bis zum frühen Mittelalter, Bd. V: Römische Zeit. Basel 2002.

Benjamin Hartmann: Die epigraphische Kultur der römischen Kolonie Augusta Raurica, in: Jahresberichte aus Augst und Kaiseraugst 34 (2013), S. 117–136.

Annemarie Kaufmann-Heinimann: Götter und Lararien aus Augusta Raurica. Augst 1998.

Margot Klee: Germania superior. Eine römische Provinz in Deutschland, Frankreich und der Schweiz. Regensburg 2013.

Barbara Pfäffli: Kurzführer Augusta Raurica. Augst 2010.

Debora Schmid: Die ältere Töpferei an der Venusstrasse Ost in Augusta Raurica. Augst 2008.

Tamara Tännler: Ausflug in die Vergangenheit. Archäologische Streifzüge durch Augusta Raurica und das Umland. Basel 2017.

Dieser Beitrag erschien zuerst unter dem Titel *Augusta Raurica. Typisch römisch, aber dennoch anders als in Rom* in: *Ave Caesar. Römer, Gallier und Germanen am Rhein.* Katalog zur gleichnamigen Ausstellung vom 23. Oktober 2022 bis zum 30. April 2023, herausgegeben vom Antikenmuseum Basel und von der Sammlung Ludwig. Basel 2022, S. 57–68. Er wurde leicht überarbeitet.



Unsterbliches Rom

Der Römerfilm ist so alt wie das Kino, und er hat noch lange nicht ausgedient. Kaiser und Legionäre, Heldinnen und Schurken: Die Antike bietet unendlich Stoff für die Phantasien der Gegenwart.

Von Michael Kleu



Auf dem Filmset von *Spartacus* (1960): Kirk Douglas (links) kämpft als Spartakus gegen Woody Strode (den Gladiator Draba).

Mit Kriegsbemalung im Gesicht und einem mächtigen Pelz über den Schultern steht die Heerführerin im Zentrum der Schlacht. Links und rechts von ihr kämpfen römische Legionäre in ihren typischen Rüstungen gegen keltische Krieger, auf dem Schlachtfeld liegen Gefallene beider Heere. Mit erhobenem Schwert sucht die Frau nach dem nächsten Empfänger ihres tödlichen Hiebs; der Ausgang der Schlacht scheint auf Messers Schneide zu stehen.

So präsentiert uns das Kinoplakat zum Film *Boudica* die berühmte Heerführerin gleichen Namens, die um 60/61 nach Christus vergeblich versuchte, die Römer aus Britannien zu vertreiben. Nachdem das Leben dieser kämpferischen Frau schon mehrfach verfilmt wurde, darf sich das Publikum Ende 2023 erneut eine Darstellung davon ansehen.

Dass der Film zur Zeit des antiken Rom spielt, ist kein Einzelfall, sondern lediglich das jüngste Beispiel einer über hundert Jahre alten Tradition. Das Römische Reich ist zwar längst untergegangen, doch im Film lebt es weiter. Seit der frühesten Stummfilmzeit sind der Antikfilm und besonders Darstellungen des Römischen Reichs fester Bestandteil der Filmindustrie.

Die ersten Filme, die in der Antike spielten, erschienen kurz vor 1900 und konzentrierten sich hauptsächlich auf die griechisch-römische Mythologie und biblische Erzählungen. Als eigentliche Geburt des Antikfilms bezeichnet der Philologe Jon Solomon, der ein Standardwerk zum Thema publiziert hat, den Römerfilm *Gli Ultimi Giorni di Pompei (Die letzten Tage von Pompeji)* von 1908. Die Liebesgeschichte, die im Jahr 79 vor der Kulisse der blühenden Stadt Pompeji am Golf von Neapel spielt, nimmt eine dramatische Wendung, als der Vesuv ausbricht. Mit einer Spielzeit von sechzehn Minuten – damals ein Monumentalfilm auf vier Filmrollen – wurde der Streifen zum Grosserfolg und läutete ein goldenes Zeitalter des italienischen Kinos ein.

Die Antike war damals allgemein beliebt und wohl deshalb auch im frühen Stummfilmkino präsent. Der Grossteil des Publikums war durch die Schulbildung mit der griechisch-römischen Zeit sowie der Bibel vertraut. Auch Theateraufführungen von Stücken wie Shakespeares *Julius Caesar* waren populär. Einige der frühen Antikfilme beruhten auf erfolgreichen Romanen: Da sich die literarischen Erzählungen als äusserst beliebt erwiesen hatten, lag es nahe, sie auch filmisch in Szene zu setzen.

Als nach dem Ersten Weltkrieg das Tonfilmzeitalter anbrach, erwies sich die Finanzkraft Hollywoods als derart überlegen, dass die USA die Führungsrolle im Filmgeschäft übernahmen. Allerdings standen hier zunächst andere Themen im Vordergrund, etwa das Mantel-und-Degen-Genre, in dem Helden wie die drei Musketiere (nach der Romanvorlage von Alexandre Dumas) oder Zorro (aus einem Groschenroman von Johnston McCulley von 1919) für Gerechtigkeit kämpfen, so dass der Antikfilm zwischenzeitlich keine grosse Rolle mehr spielte. Erwähnenswert ist jedoch eine Propagandaproduktion der italienischen Faschisten: *Scipione l'Africano (Karthagos Fall)* diente im Jahr 1937 dazu, in Anlehnung an den Zweiten Punischen Krieg der Römer gegen Hannibal und Karthago italienische Territorialansprüche auf afrikanische Gebiete zu untermauern. Bereits der Film *Cabiria,* der 1914 in die Kinos gekommen war, hatte den Zweiten Punischen Krieg thematisiert. Damals stand der Konflikt zwischen Rom und Karthago als Sinnbild für den Italienisch-Türkischen Krieg der Jahre 1911–1912, in dessen Rahmen Italien – wie einst das Römische Reich – nordafrikanische Territorien in Besitz genommen hatte.

Cabiria begeisterte das Publikum mit einem Vulkanausbruch, mit Hannibals Alpenüberquerung sowie der Verteidigung der sizilianischen Stadt Syrakus durch den Wissenschafter Archimedes und gilt heute als einer der grossen Klassiker des Genres. Bemerkenswert ist der Film jedoch auch in anderer Hinsicht: In verschiedenen Szenen grüssen römische Männer andere Personen mit dem ausgestreckten rechten Arm. Wie der Altertumswissenschafter Martin Winkler in seinem Buch *The Roman Salute* aufgezeigt hat, handelt es sich bei diesem sogenannten römischen Gruss um eine moderne Konstruktion, für die es in den antiken Quellen keinerlei Grundlage gibt. Die Geste findet sich bereits vor 1914 in



Der «römische Gruss» ist eine moderne Erfindung, er wurde mit *Cabiria* 1914 populär. Filmstill aus dem faschistischen Propagandastreifen *Karthagos Fall* (1937).

der Kunst, doch war es der Film *Cabiria*, der sie im grösseren Stil populär machte. Bekanntlich fanden die italienischen Faschisten Gefallen an diesem «römischen Gruss». Ab 1923 übernahmen ihn auch die deutschen Nationalsozialisten, 1926 wurde er in der NSDAP Pflicht.

Nach einer längeren Pause kehrte der Antikfilm in der Nachkriegszeit mit Wucht zurück. In den 1950er Jahren begann das Fernsehen dem Kino ernsthaft Konkurrenz zu machen. Angesichts dieser Situation nutzten die Filmstudios die Antike, um dem Publikum etwas zu bieten, was es auf den kleinen Schwarz-Weiss-Fernsehern in dieser Form nicht zu sehen gab: grossartige Spektakel in prächtigen Farben in einem besonders breiten Leinwandformat. Dass sich ausgerechnet die Antike nun wieder einer grossen Beliebtheit im Kino erfreute, führt die Althistorikerin Anja Wieber auf eine Alltagsflucht zurück. Das Publikum gab sich gern einem bunten Spektakel hin, um sich von den eigenen Routinen und den realen Gefahren des Kalten Kriegs abzulenken. Gleichzeitig mag die Antike als imaginierte kulturelle Wurzel Halt und Sicherheit vermittelt haben in einer Welt, die durch den Zweiten Weltkrieg und den sich nun verschärfenden Ost-West-Konflikt aus den Fugen geraten war. Hinzu kommt, dass Antikfilme in der Regel christlich-konservative Werte und Rollenbilder vermittelten. Meist schaut man einem anständigen weissen Mann dabei zu, wie er einer tugendhaften Jungfrau in Nöten zu Hilfe eilt, bevor er sie nach vollbrachter Heldentat heiratet.

Interessanterweise zeigte der Antikfilm aber gleichzeitig Aspekte, die zu dieser Zeit nicht überall zu sehen waren. Neben der rohen Gewalt waren dies besonders wohlgeformte Körper, namentlich muskulöse Männerkörper, weshalb

das Genre homosexuellen Zuschauern die Möglichkeit bot, unauffällig auf ihre Kosten zu kommen. Bei Frauen gaben die Antagonistinnen der Helden oder nichtchristliche Herrscherinnen wie Cleopatra hervorragende Femmes fatales ab. Auch wenn der Antikfilm im Rahmen der Haupthandlung grundsätzlich eher christlich-konservative Werte und Rollenbilder vermittelte, gab es in Form von Badeszenen, Bauchtänzen und Orgien durchaus auch «Verruchtes» zu sehen.

Schliesslich hält Wieber auch die Identifikation wichtig für die grosse Beliebtheit des Genres in den 1950er und 1960er Jahren. Gerade in Italien trugen Römerfilme und die mit ihnen verbundene Rückbesinnung auf die eigenen Wurzeln dazu bei, die nationale und kulturelle Identität zu stärken – wie es unter faschistischen Vorzeichen bereits unter Mussolini der Fall gewesen war.

In den USA identifizierte sich das Publikum über die Religion und die Demokratie besonders gern mit den von römischen Kaisern unterdrückten Christen. Die Kreuzigung Jesu und blutige Christenverfolgungen sorgten damals für klare Verhältnisse. Ein Paradebeispiel ist der Monumentalfilm *Quo Vadis?* von 1951: Ein römischer Offizier verliebt sich in eine junge Christin und findet dadurch selbst den Weg zum christlichen Glauben. Herzensgute Christinnen und Christen stehen in einer geradezu naiven Schwarz-Weiss-Malerei einem grausamen Römischen Reich gegenüber, das sie im Zirkus den Löwen zum Frass vorwirft.

Doch es gibt im Film eine zusätzliche Ebene, die in gewisser Hinsicht auf die Instrumentalisierung der Antike durch den Faschismus reagiert. *Quo Vadis?* stellt Nero und Rom – unter anderem durch die wiederholte Verwendung des «römischen Grusses» – in einen faschistischen Kontext. Eine solche Parallelisierung war zu diesem Zeitpunkt nicht neu. So wurde der 1944 wieder in den Kinos gezeigte Nero-Film *The Sign of the Cross* (er war 1932 erstmals ausgestrahlt worden) mit einem neunminütigen Prolog versehen: Zwei Priester sitzen in einem Flugzeug der Alliierten, das während des Zweiten Weltkriegs über Rom fliegt, und unterhalten sich über die Ähnlichkeiten zwischen Hitler und Nero.

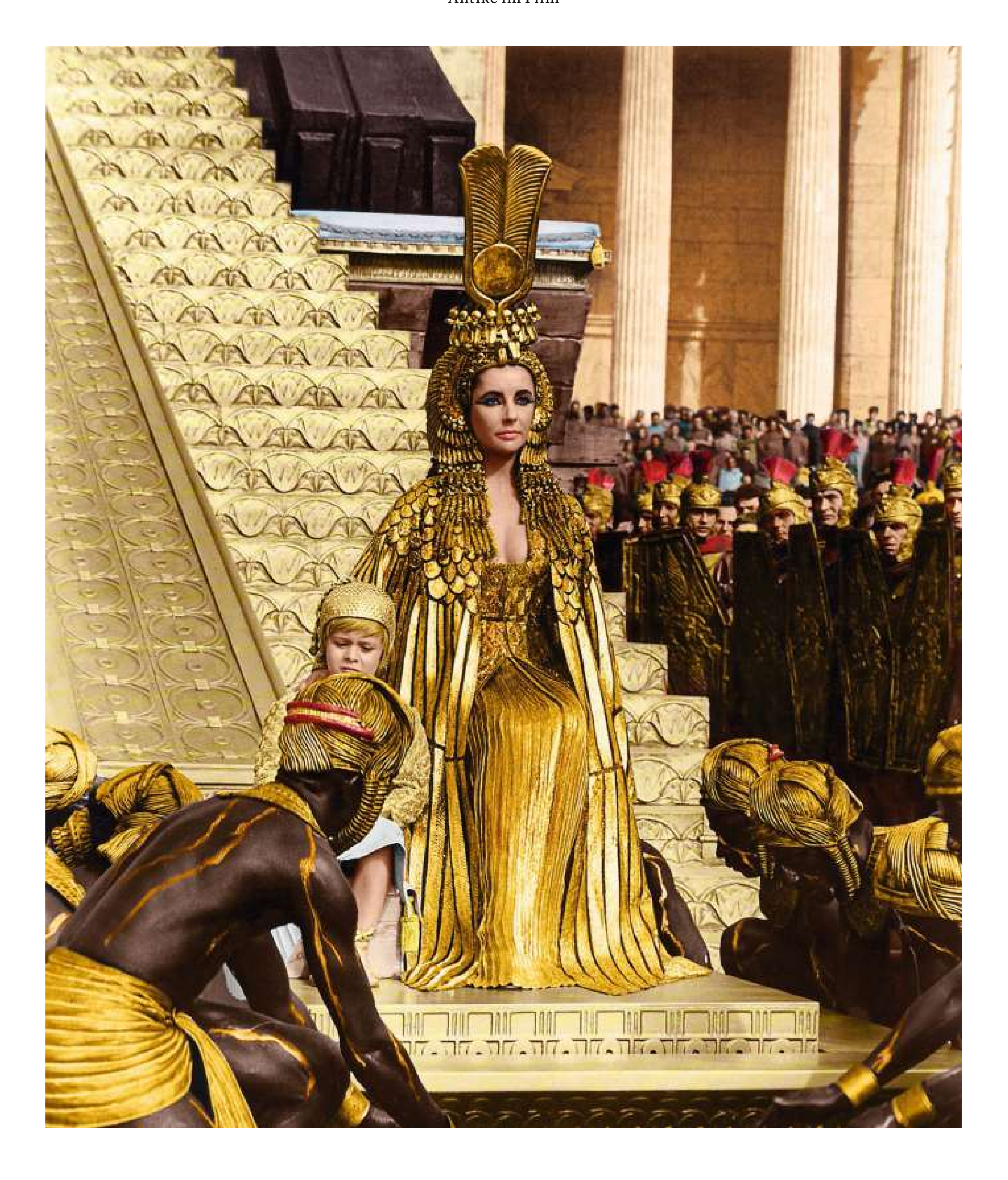
Das Rom der frühen Kaiserzeit wurde in der christlich-amerikanischen Perspektive traditionell negativ eingestuft. Wie aber gestaltete sich das Verhältnis zum republikanischen Rom? Schliesslich orientiert sich das politische System der USA in mancherlei Hinsicht an der Römischen Republik, was sich etwa am Senat oder am Kapitol zeigt.

Eine besonders einflussreiche Produktion, die zur Zeit der Republik spielt, war *Spartacus* (1960). Der Anführer der Sklavinnen und Sklaven, die sich gegen das Römische Reich erheben, ist der Held der Geschichte, was eine Identifikation mit Rom für das amerikanische Publikum nicht gerade einfach machte – mit den Nachfahren der eigenen Sklaven tat man sich schwer. Hinzu kommt, dass *Spartacus* die späte Römische Republik mit Fragen der zeitgenössischen Politik verband.

Die Romanvorlage zum Film hatte 1951 Howard Fast geschrieben. Der Schriftsteller war während der McCarthy-Ära aufgrund seiner zeitweiligen Sympathien für den Kommunismus ebenso in Ungnade gefallen wie der Drehbuchautor Dalton Trumbo. Beide mussten mehrmonatige Haftstrafen antreten, weil sie sich geweigert hatten, vor einem Tribunal die Namen weiterer vermeintlicher Kommunisten preiszugeben. Vor diesem Hintergrund erhält eine ohnehin schon bewegende Szene am Ende des Films eine tiefere Bedeutung. Die Römer machen den überlebenden Sklaven des niedergeschlagenen Spartakus-Aufstands das Angebot, ihr Leben zu schonen, wenn sie im Gegenzug ihren Anführer verraten. Doch statt sich darauf einzulassen und so dem qualvollen Tod durch Kreuzigung zu entgehen, geben ausnahmslos alle Sklaven vor, selbst Spartakus zu sein («Ich bin Spartakus!»), um ihren Freund vor der Rache der Römer zu schützen. Die Parallele ist derart auffällig, dass ein Zufall auszuschliessen ist.

Wenige Jahre nach *Spartacus* kam mit *The Fall of the Roman Empire* (1964) die letzte grosse Kinoproduktion des 20. Jahrhunderts auf die Leinwand, die sich dem Römischen Reich widmete. Die Filmhandlung konzentriert sich auf die Herrschaftszeiten der Kaiser Marc Aurel und

Bild: Collection Christophel / Alamy Stock Photo



Der Antikfilm vermittelt traditionelle Werte, doch ist zuweilen auch ein wenig «Verruchtes» zu sehen: Kleopatras Einzug in Rom, inszeniert von Joseph Mankiewicz für den Film *Cleopatra* (1963).



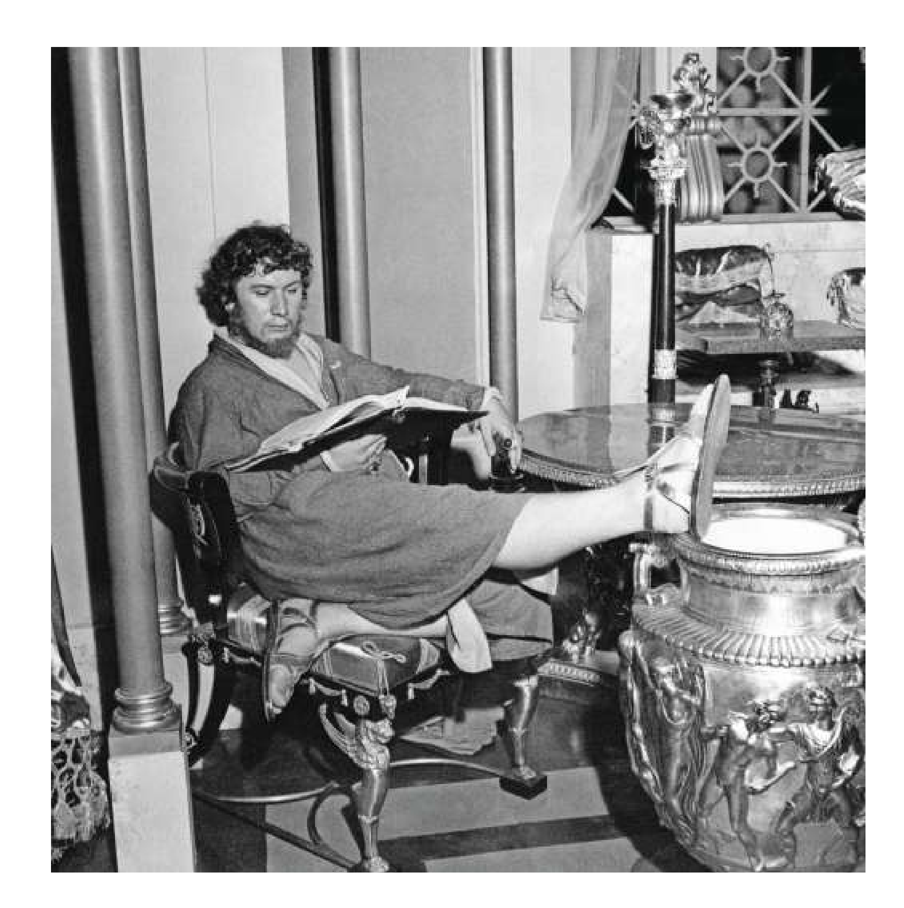
Der korrekte Speerwurf muss geübt werden: Charlton Heston trainiert 1958 ausserhalb des Cinecittà-Studios in Rom mit einem Coach für seine Titelrolle im Film *Ben Hur* (1959).

Bilder: Pierluigi Praturlon / Mondadori Portfolio / Keystone; Mondadori Portfolio / Keystone

Commodus. Marc Aurel hat als «Philosophenkaiser» traditionell ein positives Image, weshalb es in diesem Fall möglich war, den Monarchen indirekt mit dem amerikanischen Präsidenten in Verbindung zu bringen.

Zu einem relativ frühen Zeitpunkt im Film hält Marc Aurel vor Vertretern der zahlreichen Völker des Römischen Reichs eine Rede, in der er darauf verweist, dass die Menschen des Imperiums sich durch Hautfarbe, Sitten und Gebräuche sowie Religion in vielfacher Hinsicht voneinander unterscheiden, dass aber gerade in dieser Vielfalt eine Stärke liege. Zusammen mit dem von allen geteilten römischen Bürgerrecht sei so eine friedliche Einheit möglich. Martin Winkler betonte 1995 in einem Aufsatz mit dem Titel *Cinema and the Fall of Rome* die Parallelen dieser Rede zum Great-Society-Projekt von US-Präsident Lyndon B. Johnson. Johnson ging es neben Armutsbekämpfung und Bildung vor allem auch um die Gleichstellung der afroamerikanischen Bevölkerung.

An den Kinokassen zeigte sich bei *The Fall of the Roman Empire* indes, dass die grosse Zeit des Antikfilms vorerst vorüber war. Die Gründe für das nachlassende Interesse sind vielfältig. Einerseits war das Publikum wohl aufgrund der Vielzahl der Produktionen gesättigt – es wandte sich neuen Genres wie dem Italowestern zu. Andererseits argumentiert Anja Wieber, dass die Studenten-, Frauen- und Bürgerrechtsbewegungen der 1960er Jahre und die gesellschaftlichen Umbrüche jener Zeit zu neuen Erzählformen führten und eine neue Filmästhetik anregten: Die Nouvelle Vague oder der Neue Deutsche Film brachen mit Sehgewohnheiten, während der Antikfilm nach wie vor eher traditionelle Werte vermittelte. Die 1960er Jahre bedeu-



Berühmt geworden ist er als Kaiser Nero im Film *Quo Vadis?* (1951). Hier liest Peter Ustinov in einer Drehpause im Skript für seine Rolle als Gladiatorenmeister Lentulus Batiatus in *Spartacus* (1960).

teten allerdings keineswegs das Ende der römischen Antike im Film. Durch mehrfache Wiederholungen im Fernsehen blieben viele Vertreter des Genres sowohl dem ursprünglichen Publikum als auch den nachkommenden Generationen präsent und brannten sich womöglich erst dadurch tief in die Gedächtnisse und somit in die Popkultur ein.

Im Jahr 2000 war es dann so weit: Mit *Gladiator* kehrte die Antike nach mehr als dreissig Jahren auf die Kinoleinwände zurück. Die lange Pause hatte neue Lust auf Darstellungen des Römischen Reichs geweckt, zumal computergenerierte Spezialeffekte den Filmschaffenden ganz neue Möglichkeiten boten, was die filmische Rekonstruktion vergangener Zeiten anging.

In den Produktionen, die auf *Gladiator* folgten, gewannen passend zum Zeitgeist weibliche Charaktere sowie ethnische und sexuelle Diversität zunehmend an Bedeutung. So rückte *Agora* (2009) mit der im römischen Ägypten lehrenden Philosophin Hypatia eine Frau ins Zentrum der Aufmerksamkeit – sie wurde als moderne Wissenschafterin dargestellt. Auch in anderer Hinsicht brach der Film mit den oft sehr eindimensionalen Darstellungen älterer Produktionen, etwa indem er im Rahmen einer religionsübergreifenden Fanatismuskritik, die ganz gegenwärtig wirkt, ein äusserst düsteres Bild der Christen Alexandrias zeichnet.

Darin liegt ein Schlüssel, um zu verstehen, wieso der Römerfilm immer wieder neu populär wurde: Die Beliebtheit des Römischen Reichs auf der Kinoleinwand liegt nicht zuletzt darin begründet, dass dieses Reich eine hervorragende Projektionsfläche bietet. Wir schauen sandalentragenden Menschen aus längst vergangenen Zeiten zu – und erkennen in ihnen uns selbst.

Mit *Gladiator* von Ridley Scott feiert der Antikfilm im Jahr 2000 sein Comeback. Russell Crowe als römischer Feldherr Maximus Decimus Meridius wurde während der Dreharbeiten fast von einem Tiger getötet.

Auch Filme über das antike Griechenland, Ägypten oder den Alten Orient können ähnliche Effekte erzielen. Doch das multikulturelle Römische Reich, das über einen aussergewöhnlich langen Zeitraum existierte, sich über drei Kontinente erstreckte und einen besonderen Bezug zum Christentum hatte, bietet eine einzigartige thematische Spannweite. Rom kann sowohl als negatives wie als positives Beispiel dienen. Mit dem Römerfilm kann man Angriffskriege legitimieren, aber auch von einer friedlichen multikulturellen Gesellschaft träumen. Man kann die Kommunistenjagd in der McCarthy-Ära kritisieren oder den religiösen Fanatismus des 21. Jahrhunderts – das Imperium Romanum ist universell einsetzbar. Dieser Projektionsspielraum ist der Grund, weshalb das Römische Reich, zumindest in Film und Fernsehen, nie wirklich untergegangen ist. |G|



Michael Kleu, Jahrgang 1978, ist Althistoriker und Phantastikforscher. Neben der Darstellung der Antike in Film und Fernsehen beschäftigt er sich mit der Antikenrezeption in Science-Fiction, Horror und Fantasy. Dieses Jahr erschien im Verlag Oldib sein neuer Sammelband *Antikenrezeption im Horror.*

Weiterführende Literatur

Marcus Junkelmann: Hollywoods Traum von Rom. *Gladiator* und die Tradition des Monumentalfilms. Mainz 2003.

Martin Lindner: Rom und seine Kaiser im Historienfilm. Frankfurt am Main 2007.

Jon Solomon: The Ancient World in the Cinema. New Haven und London 2001 (1978).

Anja Wieber: Auf Sandalen durch die Jahrtausende, in: Ulrich Eigler (Hg.): Bewegte Antike. Antike Themen im modernen Film. Stuttgart 2002, S. 4–38.

Martin M. Winkler: The Roman Salute. Columbus 2009.

Titelthema der nächsten Ausgabe:

JOURNALISMUS


SUNLIGHT
SUNLIGHT
SUNLIGHT SAVONE
CORDELIA
SUNLIGHT SEIFE
SUNLIGHT
REINE BERTHE
HELVETIA



Wie der Konsum zum Spektakel wurde

Ohne Marketing geht nichts, weder in der Wirtschaft noch in der Politik. Die ausgeklügelten Werbemethoden wurden schon Ende des 19. Jahrhunderts von François-Henri Lavanchy-Clarke erprobt. Der Filmpionier produzierte Seifen.

Von Urs Hafner

Das ganze Arsenal der Reklame: Werbeabteilung der Seifenfabrik Helvetia in Olten, aufgenommen im Jahr 1898. Gerade wenn es um solche Produkte mit einem hohen Verarbeitungsgrad geht, sind die Firmen auf einen grossen Absatz angewiesen, um die Investitionskosten wieder einzuspielen.

Schon von weitem ist Blasmusik zu hören, immer deutlicher klingt sie über den See. Auf einem der beiden Dampfschiffe spielt eine Kapelle. Von Genf kommend, legen sie an jeder Station an, um noch mehr Passagiere aufzunehmen, bis sie auf den letzten Platz besetzt sind. Endlich erreichen die Schiffe Lausanne. Eine riesige Menschenmenge jubelt den Aussteigenden zu, am meisten den sechshundert Wäscherinnen, von Journalisten und Geschäftsleuten begleitet.

Kommt am Ostermontag 1889 in der Schweiz das Marketing zur Welt? Seit Tagen berichtet die Presse in der Romandie über das Spektakel, das jetzt in Lausanne über die Bühne gehen soll, über den «grossen Wettbewerb des hygienischen und sparsamen Waschens», den die britische Seifenfirma Sunlight ausgeschrieben hat. Sie hat die Schiffe gemietet, die mit den Wäscherinnen über den See gefahren sind. Unter ihnen werden zehn durch das Los ausgewählt. Während sie versuchen, schmutzige Wäsche in kurzer Zeit so weiss wie möglich zu bekommen, dürfen sich rund tausendfünfhundert Schaulustige gratis am Bankett gütlich tun. Der Siegerin des Wettbewerbs winken fünfzig Franken sowie eine Reise nach Liverpool an den Hauptsitz der Firma, deren Attraktion die Arbeitersiedlung «Port Sunlight» ist. Die glückliche Gewinnerin heisst Madame Hubert und kommt aus Genf. Die zweit- und die drittplatzierte Wäscherin erhalten je fünfundzwanzig Franken.



Wie können Frauen «länger ihre Schönheit bewahren»? Mit der neuen Seife von Sunlight, die auch mit kaltem Wasser funktioniert und den Wäscherinnen verbrühte Hände erspart. Jahreskalender von Sunlight, 1900.

Die Sunlight-Seife wird von den geschäftstüchtigen Brüdern William und James Lever produziert; bald werden sie zu den reichsten Männern der Welt zählen. Ihre Seife, die heute zum Unilever-Konzern gehört, ist ein neuartiges Produkt. Man kann damit nicht nur Haut und Kleider reinigen: Die Anwendung funktioniert auch mit kaltem Wasser. Damit wird das traditionelle Waschen in Kesseln über dem offenen Feuer hinfällig. William Hesketh Lever sagt es so: «Dank unserer Sunlight-Seife müssen die Frauen nicht länger in heissen Dämpfen stehend sich die Hände verbrühen, sie altern nicht mehr schneller als die Männer, sondern können länger ihre Schönheit bewahren.» So lautet die frohe Botschaft des Waschwettbewerbs am Genfersee. Er ist nicht minder innovativ als die Seife, die er bewirbt.

Organisiert wird das Spektakel vom Lausanner Unternehmer und Filmpionier François-Henri Lavanchy-Clarke. Über ihn hat der Basler Medienwissenschafter Hansmartin Siegrist vor kurzem den Dokumentarstreifen *Der Lichtspieler* gedreht, eine rasante Hommage an einen Rastlosen. Der vierzigjährige Winzersohn arbeitete als Krankenpfleger und betätigte sich caritativ. In Lausanne führte er eine Werkstätte für Sehbehinderte, die es ihm erlaubte, seinen Geschäftssinn mit der Philanthropie zu verbinden. Nun startet er eine Laufbahn als Unternehmer und Werber. Er hat von den Brüdern Lever die Konzession erworben, ihre Seife auf dem europäischen Festland zu verkaufen. Lavanchy-Clarke muss das Produkt zunächst gegen die dominierende Konkurrenz aus Marseille etablieren. Neun Jahre später, 1898, wird er einen Meilenstein feiern: die Eröffnung der Seifenfabrik Helvetia in Olten, die er selbst leitet, wiederum im Auftrag der Brüder Lever.

Bild S. 62/63: Stadtarchiv Olten, Signatur StAO FA-015 A 268; Bilder S. 64/65: Musées de Nyon, Sammlung Herzog, Basel



Er hat die Lizenz zum Filmen: François-Henri Lavanchy-Clarke, Generalagent des englischen Seifenfabrikanten Lever Brothers für Kontinentaleuropa und Konzessionär des Foto- und Filmunternehmens Lumière, mit einem Kinematografen. Der Apparat kann Filme aufnehmen, kopieren und projizieren. Foto um 1902 in seiner Villa in Cannes.

Bis dahin zündet Lavanchy-Clarke eine aufsehenerregende Reklameaktion nach der anderen. Mit seinen Happenings übertrumpft er sogar die Firma Suchard, die für ihre Schokolade mit Blechschildern schon länger erfolgreich an Bahnhöfen und in Hotels die Werbetrommel rührt. Wie der Historiker Roman Rossfeld gezeigt hat, landete die Firma 1872 einen Coup, als sie neben der Vitznau-Rigi-Bahn, der ersten Zahnradbahn der Schweiz, den Schriftzug «Chocolat Suchard» installierte – und zwar mit «Luftbuchstaben», wie es hiess, also mit riesigen frei stehenden Lettern. So eine Reklame hatte man bis dahin nicht gesehen. Doch schon bald wird das Publikum seinen Augen überhaupt nicht mehr trauen.

Auf dem Massenmarkt bekommen die Fabrikanten ein Problem: Ihre Produkte sind jenen der Konkurrenz zum Verwechseln ähnlich.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts greift der Kapitalismus auf den Alltag über: Die Konsumgesellschaft formiert sich. Ihr massenhafter Durchbruch erfolgt zwar erst nach dem Zweiten Weltkrieg unter der Ägide der USA und des American Way of Life, doch schon vor 1900 bemisst sich die soziale Position der Menschen mehr und mehr an den Produkten, die sie konsumieren. Ein wachsender Teil der Bevölkerung erhält dank dem Anstieg der Löhne die Kaufkraft, sich mit immer mehr und günstigeren Waren einzudecken, die sich in den Auslagen der neuen Warenhäuser türmen (*NZZ Geschichte* Nr. 43, Dezember 2022).

Ermöglicht wird diese Veränderung durch die Industrialisierung. Das neue Verkehrsmittel Eisenbahn transportiert nicht nur Menschen, sondern auch Güter, die von Maschinen in grosser Zahl produziert werden, schnell von einem Ort zum anderen. Die standardisierten Produkte verdrängen die von Hand gefertigten Einzelstücke. Die Fabrik tritt an die Stelle der Manufaktur.

Der Kontrast zum Ancien Régime ist eklatant. Was die Menschen im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit konsumierten, hing von ihrem Stand, ihrem sozialen Status ab. Die Mehrheit der Bevölkerung war in der Landwirtschaft tätig; das wenige, was die Menschen für ihr Leben brauchten, stellten sie selbst her oder erwarben es auf dem lokalen Markt. In den Städten regulierten Zünfte und Obrigkeit die Produktion und die Verteilung der Güter. Das ansässige Gewerbe stand unter Protektion, es besass in seinem Geschäftsbereich das Monopol. Das Ziel dieser Ökonomie war nicht Wachstum, sondern Auskommen: Das Gros der Einwohner und Einwohnerinnen sollte das zum Leben Notwendige besitzen, mehr nicht. Gesetze schränkten den Besitz von Luxusgütern ein, die ohnehin nur für eine kleine Minderheit erschwinglich waren.

Schliesslich dynamisiert der Kapitalismus die Wirtschaft, und die profitiert von der liberalisierten Politik. Mit der um 1848 eingeführten Pressefreiheit dürfen die vielen aus dem Boden schiessenden Zeitungen und Zeitschriften nicht nur politische Weltsichten kundtun, die den Direktiven der Obrigkeiten und den Dogmen der Kirchen widersprechen, sondern auch von Privaten aufgegebene Inserate drucken. Die ersten Reklamen bestehen aus einfachen Texten, die mit grossen Buchstaben auf die Vorzüge, den Bezugsort und den günstigen Preis der Waren hinweisen. Zuweilen wird zur Verdeutlichung das grafische Symbol des gestreckten Zeigefingers gedruckt, der auf ein neues Produkt verweist.

Die Unternehmer stehen indessen bald vor einer neuen Herausforderung: Wie können sie ihre Produkte erkennbar halten, die aufgrund der zunehmend standardisierten Herstellung jenen der Konkurrenz zum Verwechseln ähnlich sind? Wie soll den uniformen Dingen Einzigartigkeit verliehen werden? Und wie sind die Käuferinnen davon zu überzeugen, dass just die angebotenen Dinge die besten sind?



Erst die Marke und die Verpackung geben der uniformen Ware ein Gesicht: Abpacken von Sunlight-Seife in der Fabrik der Brüder Lever in der Nähe von Liverpool, 1897. Die Firma ist das Mutterhaus des Betriebs in Olten.

Gerade industriell gefertigte Seifenstücke oder Schokoladetafeln gleichen sich wie ein Ei dem anderen. Auf dem anonymen Massenmarkt entfällt auch der persönliche Kontakt von Produzent und Konsumentin, den der Wochenmarkt ermöglichte; im Gespräch ist die potenzielle Kundschaft nicht mehr zu erreichen. Zudem müssen gerade Unternehmer, die Waren mit einem hohen Verarbeitungsgrad anbieten – auch das gilt besonders für Schokolade oder Seife –, einiges tun, um ihre Investitionskosten wieder einzuspielen. Sie müssen permanent den Absatz erhöhen und mehr Produkte verkaufen.

Die Lösung des Problems liegt in der Marke. Marken machen die Waren unverwechselbar, sie geben ihr einen Namen, eine originelle Verpackung und ein Gesicht. Schokolade heisst nun «Suchard» und Seife «Sunlight». Frankreich führt den Markenschutz zuerst ein. In der Schweiz nimmt 1888 das Eidgenössische Amt für gewerbliches Eigentum seine Arbeit auf. Es überwacht die Einhaltung des ersten Patentgesetzes, das im gleichen Jahr in Kraft getreten ist, sowie des Gesetzes zum Muster- und Modellschutz.

Viele neue Markenprodukte drängen nun auf den Markt – damit floriert die Reklame erst recht. Die Markenwerbung überbrückt die kommunikative Lücke, die auf dem Massenmarkt zwischen Verkäufer und Käufer entstanden ist. Die Inserate werden immer ausgefallener und bunter. Hauswände sind mit Riesenlettern bemalt oder mit Plakaten bedeckt, in den Geschäften glänzen Emailschilder, Postkarten verbreiten die Kunde von der Neu- und Einzigartigkeit besonderer Produkte. Auf den zahllosen Gewerbemessen, Landes- und Weltausstellungen, die das 19. Jahrhundert prägen, überbieten sich die Unternehmen mit ihren Reklameständen.



Marketing ist die Kunst, Reklame zum Event zu machen. Szene aus dem Film *Laveuses* (1896), produziert unter der Ägide von Lavanchy-Clarke im Garten seiner Genfer Villa mit seiner Frau Jenny (links) und seinen Kindern.


SUNLIGHT
SAVON

Waren werden zu schwindelerregenden Pyramiden aufgeschichtet.

So macht die Marke den Unterschied zur Konkurrenz. Aber sie verliert an Wirkung, wenn ein Markt gesättigt ist. Die findigsten Unternehmer und ihre Helfer radikalisieren darum ihre Werbung und betreiben Marketing. Der Übergang ist fliessend. Die Reklame preist die Ware an, sie behauptet: Unser Produkt ist das beste. Das Marketing geht weiter: Es startet mit dem Produkt eine fulminante Aktion, eine beharrliche Kampagne, welche die Kundinnen und Konsumenten involviert. Sie werden nicht länger als passive Käufer angesprochen, sondern zum Handeln und zum Mitmachen aufgefordert.

> Das Medium Film ist 1896 eine Sensation. Lavanchy-Clarke holt es in die Schweiz – um Marketing für seine Seife zu betreiben.

Marketing dient dem Aufbau eines Images, das mit den greifbaren Eigenschaften der beworbenen Sache nicht mehr viel zu tun hat. Es forciert die Ausrichtung des Produkts nach den vermuteten oder den geweckten Bedürfnissen der Kunden, laut dem Wirtschaftshistoriker Hartmut Berghoff. Ein Inserat zu schalten oder eine Werbetafel aufzustellen, reicht nicht mehr. Es genügt auch nicht mehr, Reklame auf Trams, Automobilen und Gasballons anzubringen. Marketing ist dauerinnovativ. Permanent erprobt es neue Verkaufsmethoden und Werbemedien, um neue Kundinnen zu gewinnen. François-Henri Lavanchy-Clarke ist sein Inkubator in der Schweiz.

Er experimentiert so virtuos wie kaum ein anderer mit frühen Marketingmitteln. Was er praktiziert, geht weit über die traditionelle Werbung hinaus. Am spektakulären Wäscherinnenwettbewerb in Lausanne darf auch ein Mädchen mitmachen, welches das Kleidchen seiner Puppe mit Sunlight-Seife wäscht. Der Plan: Es soll die Mutter fortan zum Kauf des neuen Produkts drängen. Vor allem aber ist es die Kundin von morgen – Lavanchy-Clarke denkt voraus. Nach Liverpool fahren darf nicht nur die beste Wäscherin, sondern auch der Journalist, der den originellsten Beitrag zum Wettbewerb verfasst hat. Der Werber versucht, die Berichterstattung über die Firma und ihre Produkte in seine Bahnen zu lenken.

Der Wettbewerb ist der Startschuss für weitere unkonventionelle Marketingaktionen. Lavanchy-Clarke lanciert den *Sunlight-Almanach,* einen Jahreskalender mit Tipps für die Hausfrau und Bildergeschichten. Zudem kapert er die Titelseite des Waadtländer Jahrbuchs *Major Davel,* das «seit hundert Jahren gleich aussieht», wie er behauptet, für seine Reklame. Innen folgen Anzeigen zum Ausschneiden, die zum verbilligten Eintritt in Filmvorführungen berechtigen. Das Medium Film ist 1896 noch ganz neu – eine Sensation, welche die Leute in Scharen anzieht. Wie Hansmartin Siegrist nachgewiesen hat, ist Lavanchy-Clarke der Erste, der in der Schweiz mit dem Verfahren der Brüder Lumière in mehreren Städten Kurzfilme dreht. Er holt den Film in die Schweiz – für das Marketing.

Da es noch keine Kinos gibt, muss Lavanchy-Clarke Räume mieten. Die Streifen, die aus technischen Gründen nur rund eine Minute dauern, wirken wie dokumentarische Aufnahmen von Strassen und Plätzen, sind aber zugleich minuziös inszeniert. Oft treten Stadtprominente und Lavanchy-Clarkes Geschäftspartner auf, und immer rückt wie zufällig Werbung für Sunlight-Seife ins Bild. Im abgedunkelten Saal sitzen die gebannten Zuschauerinnen und Zuschauer, erblicken ihre Stadt und bekannte Gesichter – und Reklameschilder, die sich über die weisse Projektionswand bewegen. So etwas hat man noch nicht gesehen, kann es das überhaupt geben?

Damit seine Seifen jederzeit und überall erhältlich sind, lässt der Werber in Lausanne Automaten aufstellen. Man füttert sie mit Münzen und erhält eine Seife, die Kinder bekommen nicht genug davon. Mit den Behörden streitet er über



Product-Placement anno 1896: Wie durch Zufall rückt die Werbung für Sunlight-Seife ins Bild. Strassenszene in Lausanne aus dem Film *Défilé du 8ème bataillon*.

die Automatensteuer. 1896 organisiert er an der Landesausstellung in Genf einen Schönheitswettbewerb für Schweizerinnen zwischen zwanzig und dreissig Jahren – der von der Sunlight-Seife begleitet wird. Lavanchy-Clarke fordert die interessierten Kandidatinnen per Inserat auf, Fotos von sich einzusenden, die zehn Tage ausgestellt werden. Nachdem eine Jury die drei Schönsten ausgewählt hat, werden sie nach Genf eingeladen, wo das Publikum die Siegerin kürt. «Die Königin des Wettbewerbs geht demgemäss aus einer regelrechten Volksversammlung hervor und darf sich ihres Erfolges in ganz besonderem Masse erfreuen», schreibt die *Neue Zürcher Zeitung* voller Vorfreude auf den Anlass.

Als 1898 in Zürich das Schweizerische Landesmuseum mit einer pompösen Feier seine Pforten öffnet, ist Lavanchy-Clarke ebenfalls dabei. Soeben ist in Olten seine Seifenfabrik Helvetia in Betrieb gegangen. Er plant, von einem Schiff auf dem Zürichsee ein Feuerwerk steigen zu lassen, das den eingedeutschten Schriftzug «Sunlicht Seife» in den Himmel zaubert, doch die Polizei entdeckt den Kahn und bringt ihn zwecks Wahrung der öffentlichen Sicherheit nach Wädenswil.

Heimlich lässt Lavanchy-Clarke das Schiff zurückfahren und das Feuerwerk bereitstellen. Auf der Ehrentribüne sitzend, kostet er den Moment genüsslich aus, als zur «allgemeinen Überraschung», wie er notiert, die Raketen doch noch reüssieren und für seine Seife werben. Im gleichen Jahr soll, noch ein Plan des nimmermüden Werbers, der Elefant des Basler Zoos am Bahnhof Olten den Bahnreisenden Seifenmuster verteilen, indem er seinen Rüssel durch die geöffneten Fenster in die Abteile der wartenden



Die Zukunft bringt Diversifizierung: Wer bei Lever Brothers in England angestellt ist, wird regelmässig zu Tests von Shampoos, Rasiercrèmes und anderen Kosmetika aufgeboten (Juli 1948).

Waggons steckt. Die Aktion wird allerdings von der Schweizerischen Centralbahn, einer der Vorgängerinnen der SBB, nicht bewilligt.

Dass das Marketing erstmals in der Seifenindustrie angewendet wird, hat nicht nur mit Lavanchy-Clarkes Riecher für das Neue zu tun, sondern auch mit dem Wandel der Hygiene. Sauberkeit erstreckt sich nun auch auf den menschlichen Körper. Noch bis zum 18. Jahrhundert nämlich wuschen sich die meisten Menschen in Europa wenig, wie der französische Kulturhistoriker Georges Vigarello schreibt. Nur das Gesicht und die Hände, die sichtbarsten Körperteile, hatten sauber zu sein, nicht aber aus Gründen der Hygiene, sondern des Anstands. Sauber sollten auch die Kleider sein, jedenfalls aussen. War der Körper von Flöhen und Läusen befallen, so entfernte man sie und wusch die Kleider. Viele Menschen dachten, falsche Ernährung und zu viele Körpersäfte würden das Ungeziefer anziehen.

Das ändert sich im 19. Jahrhundert, als die Eliten ein neues Sauberkeitsideal propagieren, das in der «Hygiene» kulminiert. Es erhält zusätzlichen Schub durch die diversen Choleraepidemien. In den 1850er Jahren fordert die Krankheit in den Kantonen Zürich, Basel, Genf, Tessin und Wallis Tausende Tote – die Medizin ist überzeugt, den Grund für die Epidemien in der mangelhaften Hygiene gefunden zu haben. In den verslumten Innenstädten leben zu viele Menschen auf zu dichtem Raum ohne fliessendes Wasser, ohne Kanalisation und sanitäre Anlagen. Darauf nehmen die Städte die Sanierung ihrer Problemquartiere in Angriff. Zugleich werden die Menschen zu vermehrter Reinlichkeit angehalten: Sie sollen ihre Wohnungen und be-

sonders die Aborte besser putzen, die Räume lüften und ihre Körper reinigen. Und was eignet sich zum Waschen nicht nur der Kleider, sondern auch des Körpers besonders gut? Lavanchy-Clarke wirbt mit dem «hygienischen Waschen» für seine neuen Seifen.

Das Marketing festigt die Konsumgesellschaft, indem es den Konsum ankurbelt, von Seifen und Schokolade genauso wie von Spirituosen und bald auch von Waschmaschinen und Strumpfhosen, von Autos und Fernsehapparaten. Der Take-off der Konsumgesellschaft wie des Marketings erfolgt nach dem Zweiten Weltkrieg. 1941 wird in Zürich die Gesellschaft für Marktforschung gegründet. Sie führt Marketingfachleute, Akademiker – insbesondere Psychologen und Betriebswirtschafter – sowie Unternehmen zusammen, um die Konsumentinnen zu bearbeiten und nach ihren geheimen Bedürfnissen und Wünschen auszuhorchen, von denen sie angeblich selbst nicht wissen, dass sie sie haben. Das Vorbild sind die Vereinigten Staaten mit ihren Werbepraktiken.

Der Konsumkapitalismus trifft bis heute auf scharfe Kritik; sie gilt sowohl dem überbordenden Konsum als auch dem manipulativen Marketing. Dabei reichen nicht nur die Konsumgesellschaft und das Marketing, sondern auch die Werbekritik ins 19. Jahrhundert zurück. Sie ist das Echo, das der Reklame auf dem Fuss folgt. Als Lavanchy-Clarke das altehrwürdige Lausanner Jahrbuch mit bunten Sunlight-Inseraten aufpeppt, reagiert die Westschweizer Presse ablehnend: Die Rede ist von der «réclame américaine», die das Periodikum verunstalte und seine Inhalte in den Schmutz ziehe.

Als eifrigster Kämpfer gegen das «Reklameunwesen» profiliert sich der neu gegründete Heimatschutz: Er startet seine Tätigkeit mit Konsumkritik. Damit die Ortsbilder möglichst «rein» bleiben, bekämpft er die «Plakatseuche». 1905 prangert er den «öden und barbarischen Amerikanismus», den ausser Rand und Band geratenen Konkurrenzkampf an, der den «Sinn für Zucht und Anstand in geschäftlichen Dingen» zu vernichten drohe. Die marktschreierische Reklame sei «unschweizerisch».

Die Proteste sind insofern erfolgreich, als das Aufhängen der Werbeplakate reglementiert wird. Aber das Marketing, mit dem Lavanchy-Clarke experimentiert hat, lässt sich nicht mehr aufhalten. Heute durchdringt es jede Pore der Gesellschaft, gründlicher als die beste Seife. Selbst die politischen Parteien machen ihre Politik mit Marketing. Es ist das Schmiermittel der reinen helvetischen Demokratie. |G|



Urs Hafner, Jahrgang 1968, ist freischaffender Historiker, Journalist und Hochschuldozent. Zurzeit arbeitet er an einer neuen Basler Stadtgeschichte mit. Im Juni erscheint im Echtzeit-Verlag seine Biografie des Zürcher Sozialisten Karl Bürkli. Seine letzte Publikation: *Kinder beobachten. Das Neuhaus in Bern und die Anfänge der Kinderpsychiatrie, 1937–1985* (Chronos 2022).

Weiterführende Literatur

Hartmut Berghoff (Hg.): Marketinggeschichte. Die Genese einer modernen Sozialtechnik. Frankfurt am Main 2007.

Daniel Di Falco, Peter Bär, Christian Pfister (Hg.): Bilder vom besseren Leben. Wie Werbung Geschichte erzählt. Bern u. a. 2002.

David Eugster: Manipuliert! Die Schweizer Werbebranche kämpft um ihren Ruf, 1900–1989. Zürich 2018.

Patrick Halbeisen, Margrit Müller, Béatrice Veyrassat (Hg.): Wirtschaftsgeschichte der Schweiz im 20. Jahrhundert. Basel 2012.

Roman Rossfeld: Schweizer Schokolade. Industrielle Produktion und kulturelle Konstruktion eines nationalen Symbols 1860–1920. Baden 2007.

Hansmartin Siegrist: Auf der Brücke zur Moderne. Basels erster Film als Panorama der Belle Epoque. Basel 2019.

Georges Vigarello: Wasser und Seife, Puder und Parfüm. Geschichte der Körperhygiene seit dem Mittelalter. Frankfurt am Main und New York 1988.

Bild: Haughton Richard / Mirrorpix / Getty Images; Illustration: Agata Marszalek

WILLKOMMEN IN HELVETISTAN

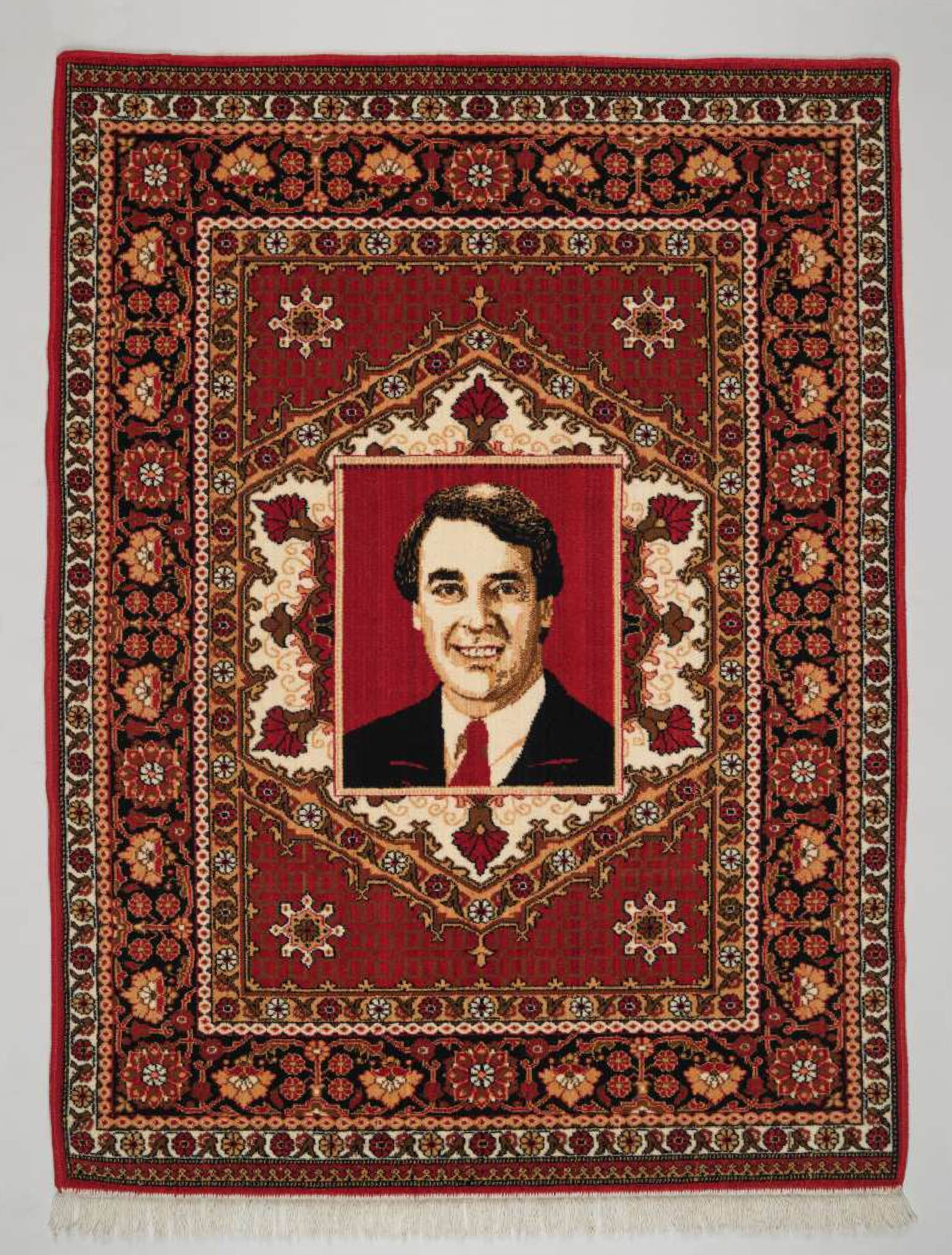
Das Vorgehen war geradezu draufgängerisch. 1992 bot die Schweiz den USA die Stirn und scharte mehrere postsowjetische Länder um sich, um mehr Einfluss in der internationalen Politik zu erhalten. Die Geschichte eines diplomatischen Coups.

Von Thomas Bürgisser

So hatte man ihn noch nie gesehen: Angetan mit dem blau glänzenden Chalat, der traditionellen Seidenrobe, die ihm Präsident Islam Karimow übergestreift hat, und zu Ehren der usbekischen Gastgeber mit einem Krummdolch am Gurt – Bundesrat Otto Stich. Das Bild aus der Presse, aufgenommen im April 1993, zeigt den Vorsteher des Eidgenössischen Finanzdepartements auf Besuch in Buchara, der alten Handelsmetropole an der Seidenstrasse, anlässlich der Einweihung einer Textilfabrik der Firma Benninger aus Uzwil. Das zeremonielle Prachtgewand wollte zwar nicht recht zum knorrigen sozialdemokratischen Magistraten aus dem Solothurner Schwarzbubenland passen, zum «Sparonkel der Nation», wie man ihn zu Hause nannte. Und doch zeigt sich daran eindrücklich, wie sich der Spielraum der schweizerischen Aussenpolitik nach dem Kalten Krieg erweiterte: Ausgerechnet ein Vertreter der kleinen Schweiz wurde in Zentralasien empfangen wie ein morgenländischer Fürst.

Eine «Triumphfahrt» – so nannte die *Sonntags-Zeitung* die Reise Stichs durch die ehemaligen Sowjetrepubliken Turkmenistan, Kirgistan, Usbekistan und Aserbaidschan. Der Schweiz war damals ein Coup gelungen: Gegen den Willen der USA hatte sie sich einen gewichtigen Einfluss in der Weltbank und im Internationalen Währungsfonds (IWF) verschafft, der wichtigsten finanz- und entwicklungspolitischen Organisation der Uno. Die genannten zentralasiatischen Länder halfen ihr dabei: Die Schweiz hatte sie für eine Allianz gewonnen, die von ihr angeführt und bald «Helvetistan-Gruppe» genannt wurde. Es waren diese neuen Partner, denen der Finanzminister im April 1993 seine Aufwartung machte.

Das ganze Unternehmen war ein Abenteuer. Mit den 1990er Jahren war in rasantem Tempo eine neue Ära angebrochen. Nach dem Fall der Berliner Mauer, dem Sturz der kommunistischen Regime in Osteuropa und dem Ende des Kalten Kriegs war die Schweiz von den welthistorischen Umwälzungen gelähmt. Die Dynamik der europäischen Integration weckte Angst vor einem Souveränitätsverlust. Gleichzeitig markiert die «Aktion Helvetistan», im Windschatten der grossen Diskussionen jener Zeit, eine bemerkenswert ambitionierte Initiative der Schweizer Diplomatie. Wohl nie zuvor hatte dieses Land so selbstbewusst auf der internationalen Bühne mitgespielt. Dass es in diesem Abenteuer mindestens so kühn wie unbedarft agierte, zeigen Akten aus



Mit einer Charmeoffensive warb Adolf Ogi 1992 bei den zentralasiatischen Staaten für die Allianz mit der Schweiz.
Im Jahr darauf überreichte ihm der usbekische Präsident Islam Karimow dieses Präsent im Format 210 × 149 cm.

dem Jahr 1992 im Schweizerischen Bundesarchiv, die bislang nicht frei zugänglich waren. Die Forschungsstelle Diplomatische Dokumente der Schweiz (Dodis) hat die wichtigsten davon per 1. Januar 2023 auf ihrer Online-Datenbank publiziert. Sie geben Einblick in den Verhandlungskrimi, mit dem die Schweiz ihr Ziel erreichte.

Worum ging es? Der IWF und die Weltbank wurden 1944 von den späteren Siegermächten des Zweiten Weltkriegs unter Führung der USA gegründet, an der Konferenz von Bretton Woods, New Hampshire. Gemäss Eigenwerbung engagieren sich die sogenannten Bretton-Woods-Institutionen, denen heute 190 Länder angehören, «für die Förderung der weltweiten währungspolitischen Zusammenarbeit, die Sicherung der Finanzstabilität, die Erleichterung des internationalen Handels, ein hohes Beschäftigungsniveau, ein nachhaltiges Wirtschaftswachstum sowie die Verringerung der Armut in der Welt».

Erste Erfolge liessen sich auf jeden Fall zeigen. In der Nachkriegszeit bescherten die Bretton-Woods-Institutionen dem verwüsteten Westeuropa den Aufschwung, der als «Wirtschaftswunder» in die Geschichte einging. Seit den 1970er Jahren unterstützten sie mit Krediten ihrer Mitgliedstaaten vermehrt arme und verschuldete Länder des Südens. Und nach dem Ende des Kalten Kriegs beteiligten sie sich am Übergang der Staaten Mittel- und Osteuropas zur Marktwirtschaft.

Die Schweiz trug zwar als bedeutende Geldgeberin seit Jahrzehnten viel zu den Programmen von IWF und Weltbank bei. Es dauerte jedoch bis 1989, bis der Bundesrat das Verfahren für einen Beitritt zu diesen Institutionen einleitete. Als Mitglied sollte die Schweiz vermehrt Einfluss darauf nehmen können, wie und wo die Finanzhilfen eingesetzt wurden. Mit der Mitgliedschaft allein war es aber nicht getan. Beim IWF bekommt jeder Mitgliedstaat eine Quote zugewiesen. Sie richtet sich nach seiner ökonomischen Leistungsfähigkeit, errechnet anhand des Bruttoinlandprodukts, der Währungsreserven, der Zahlungsbilanz und weiterer Wirtschaftsdaten. Dieser Anteil wiederum bestimmt die Einzahlungspflichten, mit denen das Mitglied den Fonds alimentiert. Gleichzeitig bestimmt die Quote den potenziellen Anspruch des Landes auf Finanzhilfen des IWF sowie – das Entscheidende – das Gewicht seiner Stimme in den Entscheidungsgremien.

Anfang der 1990er Jahre gibt es je 22 Sitze in den ausführenden Organen von IWF und Weltbank, den «Exekutivräten». Sieben dieser Sitze halten die Mitglieder mit den grössten Quoten – die USA, Japan, Deutschland, Frankreich, Grossbritannien –, dazu kommen China und Saudiarabien. Die Direktoren für die übrigen fünfzehn Sitze werden alle zwei Jahre gewählt. Um genug Gewicht zu haben, schliessen sich die Mitgliedstaaten für die Wahlen in Gruppen zusammen, die sich meist um ein Land mit einer grösseren Quote scharen, das die Gruppe anführt und die Interessen ihrer Mitglieder vertritt.

> Die Schweiz steuerte zwar seit Jahrzehnten viel Geld zu den Programmen von Weltbank und IWF bei. Als Nichtmitglied hatte sie aber wenig zu sagen.

Wenn es in den Exekutivräten zu Abstimmungen über Kreditvergaben oder Finanzhilfen kommt, verfügen die einzelnen Direktoren über einen Stimmenanteil, welcher der Quote ihres Landes beziehungsweise der Quotensumme der von ihnen vertretenen Ländergruppe entspricht. Mit rund 19 Prozent halten die USA mit Abstand die höchste Quote, vor Japan und Deutschland mit je knapp 6 Prozent. Der Schweiz wurde eine Quote von rund 1,8 Prozent zugesichert, womit sie unter allen Mitgliedstaaten an vierzehnter Stelle stand. Zum Vergleich: Die gesamte westafrikanische Ländergruppe hält 1,3 Prozent.

Die Dominanz der reichen Länder ist offensichtlich. Kritische Stimmen monieren bis heute, der Westen benütze IWF und Weltbank, um Marktöffnungen von Entwicklungsländern zu erzwingen und sie in eine Schuldenwirtschaft zu drängen. Hilfeleistungen und Entwicklungskredite würden von strengen Spar- und Strukturanpassungsauflagen abhängig gemacht, etwa der Streichung von Sozialleistungen, was die betrof-

fenen Bevölkerungen weiter in die Armut treibe und soziale Spannungen schüre.

Solcherlei musste sich auch Otto Stich anhören, als er im September 1991 im Parlament die Bundesratsvorlage über den Beitritt der Schweiz zu den Institutionen von Bretton Woods vertrat. Die grüne Nationalrätin Rosmarie Bär sah «hinter den nackten Statistiken die Augen der vielen hungernden Kinder», die «auf den Abfallhalden von Tegucigalpa nach etwas Essbarem suchen». Nicht nur Lateinamerika, das in den 1980er Jahren von einer schweren Schuldenkrise getroffen wurde, sondern fast alle Länder der «Dritten Welt» litten unter den Auflagen des IWF. «Für uns Grüne», erklärte Bär, «ist das Mitmachen bei den Mächtigen noch keine tragfähige Philosophie für eine verantwortungsvolle Aussenpolitik.»

Kritik kam aber auch von rechts. Für den damaligen SVP-Nationalrat Christoph Blocher war weniger die Tätigkeit des IWF ein Problem, sondern die Einbindung der Schweiz in internationale Organisationen. Blocher opponierte gegen den Beitritt, wie er 1986 schon die Uno-Mitgliedschaft der Schweiz bekämpft hatte und 1992 den EWR-Vertrag bekämpfen würde: Der Schritt, erklärte Blocher, koste die Schweiz ihre Unabhängigkeit. Otto Stich konterte die Angriffe von beiden Seiten wacker. Und bei der Volksabstimmung vom 17. Mai 1992 trug der Bundesrat den Sieg davon.

Doch nun musste alles schnell gehen. Der offizielle Beitritt war schon an der Jahrestagung in Washington Ende September vorgesehen. Für die Schweiz galt es, mit je einem Direktor in die Lenkungsgremien von IWF und Weltbank einzuziehen, um sich die Mitsprache in der internationalen Währungs-, Finanz- und Entwicklungspolitik zu sichern. Dazu musste sie die Führung in einer der 22 Stimmrechtsgruppen übernehmen oder aber die Schaffung einer neuen, eigenen Gruppe erwirken. Der Zeitpunkt für Letzteres schien ideal: Mit den Nachfolgestaaten der Sowjetunion waren zahlreiche neue Akteure auf den Plan getreten. Allerdings fürchteten die USA um ihren Einfluss. Bereits die Schaffung eines 23. Sitzes für Russland hatte ihren Anteil geschmälert.

Eine Partnerschaft zwischen der Schweiz und Russland wurde im Frühjahr 1992 vorsichtig sondiert, von Moskau hinter den Kulissen aber mit der Nonchalance einer Grossmacht zurückgewiesen. Washington gab deshalb der Schweiz zu verstehen, sie solle eine bestehende Ländergruppe «attackieren». Ziel der USA war es, den Einfluss Irans zurückzubinden, weshalb sie die Schweiz dazu bringen wollten, Teheran die Maghreb-Staaten abspenstig zu machen. Alternativ könnte sie die Führung einer anderen schwächeren Gruppe übernehmen, empfahlen die US-Gesprächspartner, etwa der lateinamerikanischen Gruppe unter Führung Argentiniens oder jener der frankofonen Staaten Westafrikas. Ein solcher Affront gegenüber Iran oder den Entwicklungsländern, die gegen die Dominanz der Industrienationen aufbegehrten, erschien Bern aussenpolitisch aber wenig opportun.

Im Juni legten sich die federführenden Beamten von Stichs Finanzdepartement, der Nationalbank sowie des Aussen- und des Volkswirtschaftsdepartements auf eine Strategie fest: Die Schweiz sollte eine neue, 24. Stimmrechtsgruppe ins Leben rufen, gemeinsam mit Polen, der Türkei und vielleicht Rumänien. Die drei Länder waren mit ihren bisherigen Gruppen unzufrieden, weil sie dort zu wenig Einfluss hatten. Zusätzlich wollten die Schweizer «gewisse asiatische Republiken der Ex-UdSSR» an Bord holen, wie es an der Sitzung hiess.

Die Unterhändler hatten die Amerikaner über diese Pläne informiert und die Zusicherung eingeholt, dass die USA die Schweizer Forderung nach einer «adäquaten Vertretung» in den Exekutivräten unterstützten. Es galt nun, möglichst viele Länder für eine starke 24. Ländergruppe mit einem gemeinsamen Stimmrechtsanteil von drei bis vier Prozent zu gewinnen. Sie sollte nicht nur die Gruppen des globalen Südens an Gewicht übertreffen, sondern auch eine oder mehrere Gruppen der Industrieländer, sonst drohte die Schweiz bei den Exekutivratswahlen im September leer auszugehen.

Zunächst lief alles nach Plan. Die Polen hatten bereits zugesagt, unter der Bedingung, dass sie in der Schweizer Gruppe «klar die Nummer 2» sein und in die Entscheidungen der Exekutivräte eingebunden würden. Polens starke Positionierung

hielt zwar Rumänien vor einem Beitritt ab, aber mit anderen Partnern würde man auf einen ausreichenden Stimmrechtsanteil kommen.

Einen Trumpf hielt die Schweiz schon in der Hand: Mit den neuen zentralasiatischen Staaten hatte sie früh erste Kontakte geknüpft. In ungewohnter Entschlossenheit hatte der Bundesrat am 23. Dezember 1991 pauschal alle Nachfolgestaaten der soeben aufgelösten Sowjetunion anerkannt. Bundespräsident René Felber nutzte die Gelegenheit, um schon am World Economic Forum in Davos Anfang 1992 die Präsidenten dieser Staaten zu einem informellen Diner einzuladen. So kam es im Steigenberger Grandhotel Belvédère zum Kontakt mit dem usbekischen Präsidenten Islam Karimow. Usbekistan war die bevölkerungsreichste der zentralasiatischen Republiken und verfügte über eine hochentwickelte Baumwollproduktion sowie bedeutende Bodenschätze wie Erdgas, Gold, Kupfer und Uran. Mitte Februar reiste zudem der kirgisische Präsident Askar Akajew nach Bern und besuchte Felber. Akajew bekundete «grosses Interesse für das politische Modell der Schweiz», wie es in den Akten heisst; er äusserte sich bewundernd über den Föderalismus und die Neutralität.

Im April schickte die Schweiz schliesslich eine Delegation nach Usbekistan, Kasachstan und Kirgistan, um den Vorschlag für eine gemeinsame Stimmrechtsgruppe zu unterbreiten. Angeführt von Daniel Kaeser, dem Vizedirektor der Eidgenössischen Finanzverwaltung, gehörten die Schweizer zu den ersten westlichen Diplomaten in der Region. Ihre Gesprächspartner fühlten sich geschmeichelt und reagierten positiv. Zugleich stellten die Schweizer jedoch fest, dass es für die zentralasiatischen Länder auf das Verhalten der Türkei ankomme, die seit dem Fall des Eisernen Vorhangs einen erheblichen Einfluss auf die Region ausübte. Viel hing nun davon ab, ob die Türkei zur neuen Schweizer Gruppe wechseln würde. Bundesrat Stich reiste eigens nach Istanbul, um die türkische Wirtschaftsministerin Tansu Çiller zu überzeugen. Statt konkreter Zusagen holte er aber nur freundliche Worte ab.

Nun fuhr die Schweiz auf höchster diplomatischer Ebene schweres Geschütz auf. Am 9. und 10. Juli 1992 fand in Helsinki das Gipfeltreffen der Konferenz über Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (KSZE) statt. Erstmals nahmen daran auch die früheren Sowjetrepubliken als unabhängige Staaten teil. Da Bundespräsident Felber wegen einer Krebserkrankung sein Amt mehrere Wochen nicht ausüben konnte, vertrat ihn sein Vize Adolf Ogi. Der charismatische Berner Oberländer sollte am Rand der Konferenz in bilateralen Gesprächen die Aufmerksamkeit auf die Stimmrechtsgruppe lenken und die Türen öffnen, damit den interessierten Ländern im Sommer konkrete Verträge unterbreitet werden konnten.

Ogi stellte «jeweils schnell eine entspannte und freundschaftliche Atmosphäre» her und bereitete so «geschickt den Grund für eine positive Reaktion», wie das Eidgenössische Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA) in einer Notiz festhielt. Präsident Askar Akajew bekräftigte Kirgistans Bereitschaft, und Usbekistans Präsident Islam Karimow liess sich im letzten Moment vor einem Entscheid zugunsten der belgischen Gruppe abbringen und sagte Ogi zu. Zudem zeigten sich auch die Vertreter Aserbaidschans, Armeniens, Tadschikistans, Kasachstans und Georgiens interessiert. Und schliesslich konnte sich Ogi mit dem türkischen Ministerpräsidenten Süleyman Demirel treffen. Der verkündete in aufgeräumter Stimmung, die Türkei könne «ein so verlockendes Angebot der Schweiz doch nicht ablehnen». Das EDA jubilierte: «Die Mission war ein voller Erfolg.»

Damit schien das Paket geschnürt. Während Vizedirektor Kaeser von der Finanzverwaltung und seine Delegation Mitte Juli mit unterschriftsreifen Absichtserklärungen ins Flugzeug stiegen und die Finanzministerien zwischen Schwarzem Meer und Pamir-Gebirge abklapperten, zogen sich die Bundesräte in die Sommerferien zurück. Vorerst lief alles gut: Die Partner in Kirgistan, Usbekistan und Tadschikistan unterzeichneten das «Memorandum of Understanding», aus Aserbaidschan und Armenien sollte das Ja von Parlament beziehungsweise Regierung folgen.

Dann kam der Donnerschlag. Am Morgen des 6. August 1992 wurden die Mitglieder des Bundesrats für eine Telefonkonferenz in den

Bild: Keystone / Str



Eine «Triumphfahrt»: So nannte die Presse die einwöchige Besuchstournee, die Finanzminister Otto Stich im April 1993 in den neuen Partnerländern absolvierte – hier bei seinen Gastgebern in Usbekistan.

Ferien aufgeschreckt. Es ging um die Haltung der Türkei. Finanzminister Stich eröffnete seinen Regierungskollegen, auf inoffiziellen Kanälen sei signalisiert worden, dass die Antwort aus Ankara wohl negativ ausfallen werde, trotz den Zusicherungen in Helsinki. Entscheidend für die Türkei waren die USA: Sie hatten eine unerwartete Kehrtwende vollzogen und ihre Unterstützung für einen Schweizer Sitz fallenlassen. Die Umtriebe, die in den Bretton-Woods-Institutionen herrschten, gingen den Amerikanern, die sich als globale Ordnungsmacht verstanden, offenbar zu weit. Die Schweiz solle später antreten, statt ihren Sitz dieses Jahr «mithilfe einer ‹blutigen› Schlacht» gewinnen zu wollen, empfahl das US-Finanzministerium dem Schweizer Botschafter Edouard Brunner.

Stich hielt an der Telefonkonferenz dafür, den Kraftakt trotz diesen Drohungen zu wagen und einen 24. Sitz anzustreben, zumal die zentralasiatischen Staaten wohl auch ohne die Türkei zur Schweiz halten würden. Der Bundesrat stimmte der Flucht nach vorn zu. In bemerkenswerter Weise foutierte er sich um die Befindlichkeit der einzigen verbliebenen Supermacht.

Ein erster Befreiungsschlag wurde aus Baku gemeldet: Ende August unterzeichnete auch der aserbaidschanische Finanzminister die schweizerische Absichtserklärung. Damit verfügte die Schweizer Gruppe von der Quote her über ausreichend Gewicht, um je einen Exekutivdirektor für den IWF und die Weltbank zu stellen. Und mit Turkmenistan konnte ein weiterer zentralasiatischer Staat gewonnen werden. Doch die Zitterpartie war noch nicht zu Ende. Informell hiess es zwar aus Washington, das US-Finanzministerium würde am Ende einlenken, falls die Schweiz hart bliebe. Die grösste Gefahr bestand in der Zwischenzeit jedoch darin, dass andere Gegner eines 24. Sitzes versuchen würden, einen Keil zwischen die Schweiz und ihren wichtigsten Partner Polen zu treiben.

Anfang September schwor Daniel Kaeser als Vizedirektor der Finanzverwaltung deshalb die Schweizer Botschaften in allen massgeblichen Ländern darauf ein, strikt das vereinbarte Ziel zu vertreten. Jedes Gespräch über mögliche Rückfalllösungen führe dazu, dass in Polen Zweifel über die schweizerische Loyalität aufkämen – Polen würde zur italienischen Gruppe zurückkehren, und der Traum von Helvetistan wäre ausgeträumt. Die bitteren Erfahrungen anderer Länder hätten es gezeigt, schrieb Kaeser in einem Zirkular: Wer bei den Bretton-Woods-Institutionen «nicht auf Anhieb sein Ziel erreicht und einen Klappsitz akzeptiert», werde «später nie wieder in die Nähe des Tisches kommen».

Am Ende konnte man aufatmen. Das Bündnis mit Polen und den «Stan»-Ländern hatte Bestand. An der Jahrestagung vom 23. September 1992 wurde die Zahl der Exekutivratssitze von IWF und Weltbank auf 24 aufgestockt. Daniel Kaeser nahm im ersten, der spätere Staatssekretär Jean-Daniel Gerber im zweiten Gremium als Exekutivdirektor Einsitz. Seither vertritt die Schweiz nicht nur ihre eigenen Anliegen, sondern auch die von ganz Helvetistan. Zwar hat sie in der Gruppe die absolute Mehrheit und kann damit ihren Willen durchsetzen. De facto gilt es jedoch, auf die Wünsche und Vorstellungen der Partnerstaaten einzugehen. Mit «Genugtuung und Freude» nahm Bundesrat Stich in Washington zur Kenntnis, dass das «beträchtliche Engagement» der Schweiz zum Erfolg geführt habe.

Allerdings waren schon vor der Jahrestagung Wolken über Helvetistan aufgezogen. Im Lauf des Spätsommers hatte auch das Aussendepartement je eine Delegation nach Transkaukasien und Zentralasien entsandt. Die Diplomaten wollten Wirtschaftskontakte knüpfen und ausloten, ob die Ex-Sowjet-Staaten in den Genuss von Unterstützungen aus dem neuen schweizerischen Rahmenkredit für Osteuropa kommen könnten. Voraussetzung war die Bereitschaft dieser Länder zu Reformen in Sachen Menschenrechte, Demokratie und Rechtsstaatlichkeit. Beim Besuch in der tadschikischen Hauptstadt Duschanbe empfahl der Aussenminister den schweizerischen Emissären aber, «noch am selben Tag wieder abzufliegen, da die Lage ansonsten zu gefährlich werden könnte»: Der Bürgerkrieg zwischen der Regierungspartei und der Opposition drohte auf die Hauptstadt überzugreifen.

Auch in Aserbaidschan, das mit Armenien in einem kriegerischen Konflikt über die Region Nagorni Karabach stand, schienen sich die Spannungen zu verschärfen. Das Land werde «auf absehbare Zeit» den Bedingungen der Schweizer Osteuropahilfe nicht genügen, folgerte die Delegation des EDA und legte, wie sie notierte, bei den Gesprächen über Unterstützungsmöglichkeiten «grosse Zurückhaltung» an den Tag. Schliesslich war auch die Stimmung in Turkmenistan alles andere als heiter. Vizeministerpräsident Waleri Otscherzow erklärte gereizt, der Westen neige zu «unnötigen Diskussionen». Zehn Prozent des Erdgases, das die Schweiz über Russland beziehe, stamme aus Turkmenistan. Und Turkmenistan mache diese Lieferungen auch nicht davon abhängig, ob die Schweiz eine gute Demokratie sei, bemerkte Otscherzow spitz.

> Von Turkmenistan bis Kirgistan: Die Nähe zu diesen autoritären Regimen barg Risiken für die Schweiz. Erste Skandale liessen nicht lange auf sich warten.

Prompt äusserten an der Jahrestagung in Washington sowohl der Finanzminister Aserbaidschans als auch sein turkmenischer Kollege ihren Unmut über die «offenbar wenig subtile Haltung» der Schweizer. Dass sie ihnen «Lektionen in Menschenrechten und wirtschaftlicher Transition» erteilen wollten, verstanden sie als «totale Unkenntnis» der schwierigen Lage ihrer Länder und «Mangel an Respekt», wie Ulrich Gygi, Direktor der Eidgenössischen Finanzverwaltung, zu hören bekam. Noch am gleichen Tag setzte Gygi ein geharnischtes Schreiben ans EDA auf, in dem er sein «Erstaunen» über das Vorgehen der Schweizer Diplomaten formulierte.

Botschafter Jenö Staehelin, der die Delegation in Zentralasien geleitet hatte, sah sich ge-

Illustration: Agata Marszalek

zwungen darzulegen, dass es «zum täglichen Brot» seines Departements gehöre, gegenüber Würdenträgern autoritärer Staaten «höflich, aber deutlich» auf die Menschenrechte hinzuweisen. Das könne zwar besonders bei Ländern, mit denen die Schweiz enge Beziehungen unterhalte, eine «Gratwanderung» sein, entspreche jedoch den Leitlinien schweizerischer Aussenpolitik.

Der erste Ehekrach fand also schon am Hochzeitsfest der Helvetistan-Gruppe statt. Aber auch künftig warteten Stolpersteine auf die Zusammenarbeit der Schweiz mit ihren neuen Partnerstaaten. So schien eine generelle Entwicklung in Richtung Demokratie und Rechtsstaatlichkeit weit entfernt. Über Turkmenistan herrschte Präsident Saparmurat Nijasow, der frühere Vorsitzende der Kommunistischen Partei, bis zu seinem Tod 2006 mit eiserner Hand. In einem bizarren Kult liess er sich als «Führer der Turkmenen» gottgleich verehren, und auch unter seinem Nachfolger zeichnete sich keinerlei Abkehr von diktatorischen Praktiken ab. In Aserbaidschan putschte sich Gaidar Alijew im Oktober 1993 mithilfe des Militärs ins Präsidentenamt. Bevor er 2003 starb, hatte er mit der Ernennung seines Sohns die Herrschaft seines Clans gesichert. Auch aus den Wirren des tadschikischen Bürgerkriegs erwuchs kein demokratischer Staat: Seit dem Machtantritt im November 1992 baute Präsident Emomali Rachmon schrittweise seine Alleinherrschaft aus, die bis heute andauert. Und selbst der Hoffnungsträger Kirgistan verwandelte sich in eine Autokratie. Erst die «Tulpenrevolution» von 2005 zwang Präsident Askar Akajew zum Rücktritt.

Die Nähe zu diesen Regimen barg Risiken für die Schweiz, und das über ihre Politik in IWF und Weltbank hinaus. Erste Skandale liessen nicht lange auf sich warten: 1992 transferierte die Handelsfirma Seabeco in Dietlikon 1,6 Tonnen Gold aus der kirgisischen Staatskasse zum Schweizerischen Bankverein, der heutigen UBS, im Tausch für einen Kredit über 14 Millionen Dollar. Ein grosser Teil des Gelds verschwand im Sumpf der Korruption. Die «Goldaffäre» führte im Dezember 1993 zur Absetzung von Premierminister Tursunbek Tschyngyschew, mit dem Bundesrat Stich noch im April ausführlich parliert hatte.

Der wichtigste Partner der Schweiz in der Region war Usbekistan, wo sie 1993 ihre erste Botschaft in Zentralasien eröffnet hatte. Als autokratischer Langzeitherrscher erstickte auch Islam Karimow bis zu seinem Tod 2016 jede Opposition im Keim. Und auch er platzierte die Geldvorräte seines Landes auf Schweizer Konten. Die 2013 bekannt gewordene Affäre um mutmassliche Schmiergelder in dreifacher Millionenhöhe, die Karimows Tochter in der Schweiz waschen liess, wirft ein Licht darauf, wie sich die Beziehungen zu Usbekistan entwickelten. Mehr wird sich in den Akten der Bundesverwaltung finden lassen, die momentan noch unter Verschluss sind.

«Der Götti lernt seine Patenkinder in ‹Helvetistan› kennen», schrieb der Berner *Bund* im April 1993 über Bundesrat Otto Stichs Reise nach Zentralasien. Ein gewisser postkolonialer Paternalismus gehörte tatsächlich zum Selbstbewusstsein, mit dem die Schweiz in unbekannte Gefilde aufgebrochen war und die Führungsrolle in der ungleichen Partnerschaft namens Helvetistan übernommen hatte. In einer dynamischen Epoche hatte die eidgenössische Diplomatie auf bemerkenswerte Weise die Initiative ergriffen, um machtpolitische Ansprüche zu verwirklichen. Wie viel Leichtsinn dabei im Spiel war, wird sich an den Überraschungen zeigen, die Helvetistan vielleicht noch zeitigt. |G|



Thomas Bürgisser, Jahrgang 1979, ist Historiker und arbeitet als Redaktionsleiter bei der Forschungsstelle *Diplomatische Dokumente der Schweiz* (Dodis) in Bern. Dort ist er zuständig für die 1990er Jahre.

Quellen

Diplomatische Dokumente der Schweiz 1991. Bern 2022 (www.dodis.ch/DDS-1991).

Diplomatische Dokumente der Schweiz 1992. Bern 2023 (www.dodis.ch/DDS-1992).

Die im Artikel zitierten Dokumente können online abgerufen werden: www.dodis.ch/C2446.



Elegant durch die Krise

Im ausgehenden 18. Jahrhundert trat der erste Dandy auf die Bühne: George Bryan «Beau» Brummell. Mit Frack und Zylinder wurde er zur Stilikone des Adels. In Zeiten des Umbruchs blieb er gelassen. Diese Haltung wäre heute nötiger denn je.

Von Hans-Christian Dany und Valérie Knoll

Bild: Collection British Library / Kharbine Tapabor / Imago Images

Er kleidete sich schlicht schwarz-weiss: Lithografie von George Bryan Brummell (1778–1840) aus Clare Armstrong Bridgman Jerrolds Buch *The Beaux and the Dandies*, 1910.

Am 7. Juni 1778 erblickte in London ein pummeliger Junge das Licht der Welt. George Bryan Brummell war als Kind weder auffallend hübsch, noch hatte er erkennbare Talente. Auch eine noble Abstammung hatte er nicht. Sein Grossvater war Kammerdiener und Zuckerbäcker gewesen, sein Vater hatte durch Glück einen Posten im Schatzamt erlangt, was der Familie ein Mittelstandsleben ohne besonderen Wohlstand ermöglichte. Brummell aber entwickelte Ambitionen, er wollte etwas aus sich machen. Mit der Pubertät setzte er zu einem Sprung an – und landete als Stilikone des englischen Adels.

George «Beau» Brummell, oder genauer sein Mythos, gilt bis heute als Urbild des Dandys. Brummell selbst sagte bescheiden über sich, seine einzige Begabung habe im Tragen von Kleidung gelegen. Diese Begabung machte ihn zur Ausnahmeerscheinung seiner Zeit. Anders als in Frankreich schien die Welt der Ständegesellschaft in England um 1800 zwar noch in Ordnung. Hier brannten keine Barrikaden oder rollten Köpfe wie auf dem Festland, doch der Rauch der Französischen Revolution wehte bereits herüber. Auch die Industrielle Revolution hinterliess ihre Spuren, es knackte im Gefüge der sozialen Schichten. Der englische Adel aber liess sich nichts anmerken. Er spielte weiter sein höfisches Theater, als der Dandy die Bühne betrat.

Brummell machte Schluss mit der frankophilen Verkleidung der Aristokratie, mit Puder und Perücken, Rüschen und Ornamenten. Sein Aufzug war inspiriert vom «sporting costume», das die Adligen auf ihren Landsitzen trugen. Er kleidete sich in Frack und Zylinderhut, Reitstiefel und Kniebundhosen, den «pantalons» der französischen Arbeiter. Den bunten Seidengewändern der Noblesse zog er ein Leinenhemd in makellosem Weiss vor. Berühmt wurde Brummell für die kunstvolle Art, sein Halstuch zu knoten: Die aufwendige Faltung des Stückchens Seide wirkte ein wenig lächerlich, aber bald ahmten sie alle nach – die Krawatte setzte sich durch.

Man täte dem Dandy also Unrecht, wenn man ihn bloss für ein Irrlicht aus einer anderen Zeit hielte, einen Schnösel mit Einstecktuch, Massanzug und Hut, der mit einer Schildkröte an der Leine vornehmlich durch die Passagen von Paris flanierte. Sein eigenwilliger Stil sollte zur Uniform des modernen Mannes werden. Vor allem aber legte der Dandy in Zeiten gesellschaftlicher Krisen und technologischen Wandels eine Haltung an den Tag, die uns heute zukunftsweisend anmuten muss.

Der Dandy schlüpfte in Rollen, die ihm von Geburt an nicht zuerkannt worden waren. Da er die Regeln, gegen die er verstiess, im nächsten Moment wieder befolgte, waren seine Verstösse allerdings kaum zu packen. Man könnte sein Spiel als Neuerfindung des Narren aus dem Mittelalter betrachten: Er sprach stellvertretend für alle aus, was nicht gesagt werden durfte. Das lose Mundwerk ist jedoch nur eine der vielen Facetten des Dandys. Im Gewand des eitlen Gecken verkörperte er auch einen optimistischen Fatalisten im Wandel der Zeit.

«Der Dandyismus erscheint vor allem in Übergangszeiten», schrieb der Schriftsteller und wohl bedeutendste Dandy-Theoretiker Charles Baudelaire 1863. Doch weder gehört der Dandy zu jenen, die sich ängstlich an eine untergehende Vergangenheit klammern, noch zu jenen, die glauben, die Zukunft bereits zu kennen. Der Dandy bleibt gleichmütig. Er behelligt die Welt nicht mit hochtrabenden Geschäftsideen, ja er entwickelt in keinem Bereich einen besonders produktiven Eifer. Im Zweifel erscheint es ihm besser, etwas zu unterlassen. Was seine Gelassenheit von der selbstgefälligen Faulheit unterscheidet, ist die Skepsis gegenüber sich selbst. Weil er sein eigenes Handeln nicht zur Maxime erhebt, scheint der Dandy frei von der Überheblichkeit des Narzissten. Er schaut zwar oft in den Spiegel, ihm gefällt aber selten, was er dort sieht.

Der Dandy unterwirft sich nicht dem Konzept der Identität. Dadurch ist er entspannt gegenüber dem Wettbewerb jener, die ständig mit ihrem Sosein befasst sind, um es gegen andere auszuspielen. Der Dandy stellt sich auch nicht die selbstbezogenen Fragen der therapierten Gesellschaft («Was fühle und brauche ich gerade?»), er horcht nicht achtsam in die eigene Psyche. Seine Neugier gilt weniger der eigenen Person als der Aussenwelt. Entsprechend wenig hält der

Bild: Ian Dagnall Computing / Alamy Stock Foto

Dandy von Meinungen – jenem persönlichen, gerade wieder sehr in Mode gekommenen Fürwahrhalten, mit dem man andere behelligt. Er bleibt lieber Beobachter und lässt den Dingen ihren Lauf.

Das hiess allerdings nicht, untätig zu bleiben, wie die Urfigur des Dandys zeigt. Dank den guten Kontakten seines Vaters hatte es George Brummell 1794 in das vornehmste Regiment der britischen Armee verschlagen. Die Soldaten der Kavallerieeinheit des Prince of Wales stammten aus aristokratischen Familien, und um nicht dumm aufzufallen, eiferte Brummell zunächst ihrem Gebaren nach. Bald wurde ihm die Anpassung aber fad. Auch schien ihm, als ob er den Gestus einer untergehenden Zeit nachahmte: Warum hochstapeln, wenn der Absturz der Höheren bereits in der Luft lag? Statt sich weiter anzupassen, begann er die Regeln zu brechen und die Standards zu karikieren. Er weigerte sich, für die Herstellung der Vielzahl an bunten Paradeuniformen aufzukommen, und trug streng Schwarz-Weiss. Seinen Dienst versah er so nachlässig, dass es ein Skandal war.

Als Regisseur des eigenen Auftritts entwendete Brummell dem Adel das Privileg, die Persönlichkeit als etwas Gestaltbares zu begreifen. Bald entdeckte er, dass es den Aristokraten gefiel, von ihm beleidigt zu werden. Die Grenzüberschreitungen entpuppten sich als spielerische Übung, die den drohenden Untergang für sie erträglicher gestaltete. Der Provokateur konnte sich nun fast alles erlauben. Die Mischung aus untrüglichem Geschmack, Schlagfertigkeit und lässiger Unverfrorenheit wirkte entwaffnend und trug ihm sogar die Freundschaft des Thronfolgers ein. Dass der künftige König George IV. in ihn verliebt war und ihm gern stundenlang beim Ankleiden zusah, half Brummell auf dem Weg nach oben, doch wäre es ein Missverständnis, seine Karriere allein mit dieser Affäre zu begründen. Sie brachte ihm nur den Zugang zu den Gentlemen's Clubs und Bällen der besseren Gesellschaft, auf denen Brummell künftig seinen Zauber entfaltete. Der wagemutige Spieler stand jetzt auf allen Gästelisten, und die Anlässe galten nur noch als gelungen, wenn er kam.

Brummell brachte den «English Country Style» in die Hauptstadt und machte ihn salonfähig. Viele begannen seinen Stil nachzuahmen. In der Regency-Ära der 1810er Jahre wurden in den besseren Strassen von London spezialisierte Boutiquen eröffnet, um die verfeinerten Bedürfnisse zu decken: Herrenschneider, Parfümeure, Hut- und Handschuhmacher. Das Eis des errungenen Respekts war für Brummell allerdings dünn. Er musste insbesondere vermeiden, dass jemand auf die Idee kam, er müsse seinen Lebensunterhalt durch Arbeit verdienen. Die Täuschung überzeugte zunächst. Es hiess, er sei reich, dabei hatte er sein überschaubares Erbe längst durchgebracht. Brummell lebte auf Kredit und häufte an den Spieltischen der Adeligen und durch seinen ausschweifenden Lebensstil immense Schulden an.



Er war ein Skandal, gleichzeitig faszinierte sein Auftritt: George Bryan «Beau» Brummell mit Frack und Zylinder. Aquarell von Robert Dighton, 1805.



Ein schwarzer Junge als Accessoire: Julius Soubise, Sohn einer Sklavin aus der Karibik, beim Fechten mit der Duchess of Queensberry (sie trägt eine Fechtmaske). Druck von William Austin, 1773.

Eines Tages liess sich die Schlange der Gläubiger nicht mehr in Schach halten, und Brummell drohte das Schuldgefängnis. An einem Abend im Jahr 1816 besuchte er die Oper, verliess die Vorstellung aber überstürzt, stieg in die Kutsche und wies den Chauffeur an, ihn an den Hafen von Dover zu fahren, von wo er in der Nacht mit dem Schiff über den Ärmelkanal nach Frankreich übersetzte. Er strandete in Caen – damals eine ansehnliche Stadt, aber im Vergleich zu London ein Kaff. Hier interessierte sich niemand dafür, wie der Verblühte in seiner inzwischen fadenscheinig gewordenen Gentleman-Couture auf Zehenspitzen über das Kopfsteinpflaster trippelte, um die Sohlen seiner Schuhe zu schonen. Verarmt und geistig zerrüttet tat Brummell in einem Asyl für Mittellose am 30. März 1840 seinen letzten Atemzug.

Von Brummell blieb die Inspiration eines neuen Typus. Er hatte nonchalant vermeintliche Gegensätze vermischt: Askese und Luxus, Zurückhaltung und Intervention. Dabei hatte der schlichte schwarze Anzug, den er meist trug, zunächst einfache Gründe: Die Vorform der modernen Eleganz tarnte, dass ihm wenig zur Verfügung stand, um gut auszusehen. Im Unterschied zu den Snobs und Hochstaplern seiner Zeit, die versuchten, ihre niedere Herkunft durch schmückende Statussymbole wettzumachen, verhielt sich der Dandy entspannt gegenüber den Merkmalen der höheren Stände.

Damit der Mythos Brummell aufs europäische Festland überspringen konnte, brauchte es 1815 die letzte Schlacht Napoleons. Nachdem eine Allianz unter Führung des englischen Generals Herzog von Wellington die Franzosen in

Waterloo vernichtend geschlagen hatte, kam es in Frankreich zu einer regelrechten Anglomanie. Die Englandbegeisterung machte den Dandy populär und führte gleichzeitig zu einem Wandel der Figur: Aus dem asketischen englischen Gentleman wurde ein französischer Hedonist. Seide, Gold und Farben hielten Einzug in seine Garderobe.

Während sich in Frankreich die flamboyante Variante des Dandys verbreitete, wurde das englische Original zum Gegenstand der Literatur. Brummell stand zwei Romanen Modell: 1826 erschien *Granby* von Thomas Henry Lister, zwei Jahre später *Pelham or Adventures of a Gentleman* von Lord Edward Bulwer-Lytton, dessen Titelfigur Henry Pelham extra nach Frankreich reist, um das exilierte Idol Brummell zu treffen. 1844 schliesslich kam die erste Biografie heraus: *The Life of George Brummell Commonly Called Beau Brummell* in zwei dicken Bänden, geschrieben von einem gewissen Captain William Jesse.

Der Erste, der Brummells Lebensweise in ein philosophisches Konzept weiterdachte, war Jules Barbey d'Aurevilly. Der von seiner Gegenwart beleidigte Monarchist verfasste 1845 eine Abhandlung mit dem Titel *Über das Dandytum (Du Dandysme)*. Der Essay betonte die Originalität des «ersten Dandys». Brummell habe seine Identität nicht als gegeben angenommen, sondern als formbar betrachtet. Er habe nicht Einverständnis gesucht, sondern den Konflikt, er habe aus seinem Leben ein Kunstwerk gemacht. Bei d'Aurevilly wurde Brummell zum Vorbild des unabhängigen Künstlers und der Dandyismus zu einer Denkfigur, den die Grössen der französischen Literatur – von Balzac, Baudelaire, Proust und Valéry bis hin zu Houellebecq – in der Folge verfeinerten.

Es gibt allerdings noch ein älteres, weniger bekanntes Vorbild des Dandytums. 1764, Jahrzehnte vor dem Aufstieg von Brummell und in noch viel tiefer verfugten Machtverhältnissen, wurde ein zehnjähriger Junge auf einem Schiff der Royal Navy nach London verfrachtet. Nach der Ankunft tauften ihn die Entführer Othello, nach dem schwarzen Helden der gleichnamigen Shakespeare-Tragödie. Wie der Sohn einer Sklavin aus St. Kitts, einer Insel in der östlichen Karibik, ursprünglich hiess, hatte niemand aufgeschrieben. Nun wurde der Junge an Catherine Douglas verkauft. Die Exzentrikerin mit dem Titel Duchess of Queensberry entliess ihn aus dem Stand des Sklaven und machte ihn zum Gegenstand einer Inszenierung, deren Regisseurin sie zunächst blieb. In Anklang an ein französisches Adelsgeschlecht taufte sie ihn auf den Namen Julius Soubise um und zahlte ihm eine monatliche Apanage, eine Zuwendung, wie sie für nichtregierende Mitglieder adliger Familien üblich war, damit sie einen standesgemässen Lebensstil pflegen konnten. Soubise, den Karikaturisten als Schosshündchen der Duchess verspotteten, nahm Schauspielunterricht, lernte Fechten, spielte Violine und ging elegant gekleidet in die Clubs der Londoner Oberschicht.

Die Duchess of Queensberry kaufte einen jungen Sklaven und taufte ihn Julius Soubise. Er galt als ihr Schosshündchen.

Sein Leben als privilegierter Schwarzer wurde dort allerdings nur so lange akzeptiert, wie der Heranwachsende niedlich aussah und als Objekt betrachtet werden konnte. Heikel wurde die Situation, als er sich zu einem Subjekt mit eigenem Willen und eigenem Begehren wandelte. Sein Ausnahmestatus fand mit 23 Jahren ein jähes Ende, als er verdächtigt wurde, eine Dienerin vergewaltigt zu haben. Um einem Gerichtsprozess zu entgehen, von dem er wenig Gerechtigkeit zu erwarten hatte, flüchtete er nach Indien. Die Vorwürfe wurden nie entkräftet, die Umstände nie aufgeklärt. In Kalkutta gründete Soubise eine Fechtschule, in der Männer wie Frauen unterrichtet wurden.



Der Schriftsteller Oscar Wilde gilt als Inbegriff des Dandys im 19. Jahrhundert. Lasziv auf einem Sofa sitzend, Gedanken nachhängend und mit einem Buch in der Hand posiert er einem Fotografen um 1882.



Dandys gehörten oft gesellschaftlichen Minderheiten an, wie der Schriftsteller Oscar Wilde, dessen Verurteilung wegen homosexueller «Unzucht» seinerzeit ein mediales Ereignis war. Ein Unterschied blieb einschneidend: Während es für den weissen Dandy möglich war, die Merkmale der sozialen Herkunft abzulegen, blieb der «black Dandy» äusserlich abgrenzbar. Der Körper von Soubise blieb die ganze Zeit als der eines Schwarzen erkennbar und den Vorurteilen der weissen Mehrheitsgesellschaft ausgesetzt.

Während der weisse Dandy früh zu einer literarischen Figur avancierte, wurde das Bild des «black Dandy» zunächst mündlich und später in Fotografien und Filmen weitergetragen. Anfang des 20. Jahrhunderts machten Jazzmusiker in ihren eleganten Anzügen mit Zylinder, Fliege und Einstecktuch den schwarzen Dandy populär. Später lebte er im Hip-Hop wieder auf – im Gentlemen-Stil der frühen Stars, aber auch im spielerischen Protzen der Aufsteiger mit ihren bunten Smokings, den übergrossen Uhren und dem Zahnschmuck aus Diamanten.

Es gibt noch einen weiteren blinden Fleck im Mythos Dandy: Die Rolle war fast ausschliesslich männlich besetzt. Auch grammatikalisch gibt es keine weibliche Form. Doch schon Brummells grosses Vorbild war die Kurtisane. Die bezahlten Liebhaberinnen aus einfachen Verhältnissen stiegen in die höhere Gesellschaft auf, wo sie viel Zeit mit Warten verbrachten, die sie nutzten, um ihren Auftritt zu kultivieren. Sie trugen ein arbeitsfreies Dasein zur Schau, ohne dass eine aristokratische Herkunft ihnen das Privileg geschenkt hätte. Lange vor den ersten männlichen Dandys experimentierten diese Frauen von Welt mit ihrer Kleidung und nahmen Moden vorweg. Kurtisanen wie Esther Pauline Blanche Lachmann, genannt La Païva, oder Marie Duplessis, bekannter als «Kameliendame», beherrschten die Kunst der Unterhaltung und hinterfragten die Regeln der Gesellschaft mit scharfer Zunge. Später kamen auch weibliche Dandys auf. Als der Dandyismus um 1900 die Künstlerkreise in New York erreichte, machte sich etwa Georgia O'Keeffe, eine der berühmtesten Malerinnen der amerikanischen Moderne, diese Philosophie zu eigen.

Die Jahrhundertwende um 1900 war eine Blütezeit des Dandyismus. Der zunehmend globale Handel und die industrielle Produktion hatten die Unterschiede zwischen Reich und Arm vergrössert. In dieser Zeit sozialer Spannungen hielt der Schriftsteller Oscar Wilde der Dekadenz des Bürgertums und der aufkommenden Demokratiebewegung einen neuen Dandy entgegen: 1890 erschien sein *Bildnis des Dorian Gray,* bis heute der bekannteste Dandy-Roman. Der schöne Dorian Gray, von der Philosophie des Dandyismus verführt, verkauft seine Seele, um nicht zu altern. Später wird er zum Mörder.

Auch durch *Das Bildnis des Dorian Gray* blickt diskret eine Figur weiblicher Abgründigkeit: die Hexe. Als der Roman erschien, glaubten Eingeweihte im von Dorian Gray ermordeten Maler den Dandy James McNeill Whistler zu erkennen, der mit der Zeichnung eines Schmetterlings signierte. Dank Whistlers Signet wurden die flügelschlagenden Wesen zum Symbol des Dandytums. Abergläubische meinten im Insekt seit dem Mittelalter die körperlichen Verwandlungen von Hexen zu erkennen, die den «Schmetten», den verdickten Rahm der Milch, rauben wollten (nicht zufällig heissen die Milchrahmdiebe auf Englisch «Butterfly»). Ähnlich abfällig dachten viele über den Dandy, diesen Absahner, der die als weiblich behaupteten Techniken übernommen habe, um zu bekommen, was ihm die geborene Crème de la Crème nicht zubilligte.

Lange vor den männlichen Dandys nahmen Kurtisanen mit ihrer Kleidung Moden vorweg und kultivierten die Kunst der Unterhaltung.

Wilde, der sich mit Gray identifizierte und selbst als Dandy lebte, verkörpert im Fin de Siècle

Bild S. 88/89: Library of Congress, reproduction number: LC-DIG-ppmsca-07756; S. 91: Signal Photos / Alamy Stock Photo

eine Zuversicht ohne Vision. Anders als die einstigen Modernisten strebte sein Dandy der Zukunft nicht flott entgegen. Gerade weil er sich weder als Vorreiter sah noch in die Gegenwart fügte, war er dem Zeitgeist voraus. Die gesellschaftliche Depression wurde für ihn zum Laufsteg, um den Gang ins Ungewisse als Fest zu feiern. Wilde glaubte nicht an das Natürliche und Authentische, er plädierte kompromisslos für die Künstlichkeit. Für ihn, der den exzentrischen Auftritt liebte, war es kein Mangel, kein festes Ich zu haben – wichtiger war, sich selbst zum Kunstwerk zu machen.

Heute ist der Dandy eher fremd geworden. Der Modeschöpfer Karl Lagerfeld, der mit seinem gepuderten Zopf, dem hochstehenden Vatermörderkragen und der schwarzen Sonnenbrille als Dandy galt, wies die Bezeichnung im Jahr 2004 in einem Interview von sich: «Das arme Wort, der arme Mann – die haben für alles herhalten müssen.» Hinter der Distanzierung versteckte sich aber womöglich die Melancholie eines gescheiterten Dandys: Lagerfeld konnte kein Dandy-Leben führen, da er furchtbar fleissig war. Der vom Ehrgeiz Besessene träumte bloss vom arbeitslosen Leben. Seine Winterkollektion 2009/2010 nannte er bezeichnenderweise «Belle Brummell».

Das ändert nichts daran, dass der Dandyismus nach einer kleinen Renaissance in den 1990er Jahren um die Jahrtausendwende an ein vorläufiges Ende kam. Die Zerstörung des World Trade Center in New York war das symbolische Ende der Spassgesellschaft; ihr ist das Lachen vergangen, dem Dandy blieb keine Dekadenz mehr zu spiegeln. Dabei wären die Bedingungen für ihn heute wieder günstig, mehren sich doch die Krisendiagnosen.

So könnten die Probleme des Klimawandels und das Ende des fossilen Zeitalters dem Dandy zu einem neuen Auftritt verhelfen. Mit ein wenig Phantasie kann man sich den Dandy der Gegenwart als elegante Fortsetzung der Protestbewegung «Letzte Generation» vorstellen – mit Stil statt mit Warnweste. Sein Widerstand wäre ein passiver. Denn der Dandy tut der Umwelt durch seine Unproduktivität gut. Er ist frei von jener Fortschrittsgläubigkeit, die viel dazu beigetragen hat, den Planeten zu ruinieren. Während andere Hand anlegen, um der Welt die nächste Innovation zu bescheren, übt er sich in der Kunst des Unterlassens.

Gleichzeitig könnte einem die Coolness des Dandys helfen, nicht zu erstarren angesichts möglicher Katastrophen und nicht zum Getriebenen der eigenen Angst zu werden. Der Alchemist der Mode, dem auch mit den einfachsten Stoffen ein strahlender Auftritt gelingt, ist subversiv, ohne für sich in Anspruch zu nehmen, ein vorbildliches Leben zu führen. Der Dandy masst sich nicht an, die Lösung gefunden zu haben, er erklärt nichts für falsch und nichts für richtig. Er spielt nach seinen eigenen Regeln.

Dass dieses Spiel nicht einfach ein Eskapismus ist, eine Flucht vor der Wirklichkeit, stellte



Kurtisanen waren ein grosses Vorbild der frühen Dandys. Sie kultivierten ihren Auftritt und trugen ein arbeitsfreies Dasein zur Schau. Esther Pauline Blanche Lachmann, genannt La Païva, 1860er Jahre.



Jazzmusiker machten den «black Dandy» populär. Ausstattung und Gesten wurden kopiert und variiert:
Während der Harlem-Unruhen im August 1943 posieren drei Jugendliche in Smoking und Zylinder.

bereits Michel Foucault fest. In seinem Essay *Was ist Aufklärung?* von 1984 brachte der Geschichtsphilosoph das Dandytum mit den Bedingungen in Zusammenhang, die gegeben sein müssen, damit man aus dem Zustand der Unmündigkeit heraustreten kann. Foucault spricht von einer intellektuellen und politischen Erpressung, «für oder gegen die Aufklärung zu sein». Dieser Erpressung müsse man sich entziehen. «Genaugenommen heisst das sogar, dass man all das zurückweisen muss, was sich in Gestalt einer simplifizierten und autoritären Alternative darstellen würde.» Sich aufgeklärt zu verhalten, bedeutet für Foucault eine Ermächtigung: Der Dandy sei «derjenige, der sich selbst zu erfinden sucht». Das ist nicht mit einer Selbstverwirklichung um ihrer selbst willen zu verwechseln, im Gegenteil: Die Zurücknahme des Selbst erlaube es einem erst, mit der eigenen Umgebung in einen Austausch zu treten. Dass der Dandy die eigene Persönlichkeit zu regieren und gleichzeitig durch Überschreitungen den Raum der Freiheit zu ermessen versucht, macht ihn zu einem Vorbild für politisches Handeln.

Foucaults Überlegungen zur «Sorge um sich» wurden oft falsch gedeutet – als kreise die Aufmerksamkeit in erster Linie um die eigene Person. Dabei ging es ihm nicht um ein privatisiertes Besorgtsein, sondern um eine politische Haltung in der Gegenwart. Heute, wo ein Lebensgefühl der Ohnmacht um sich greift, wo souveränes Handeln zunehmend nur noch im Privaten stattfindet und sich die Vereinzelten selbst disziplinieren, um besser funktionieren zu können, könnte ein Dandytum in Foucaults Sinn neue Spielräume eröffnen.

Der Dandy, diese Figur, die immer auch ein Konstrukt, ein Ideal und eine Projektion war, bietet Raum für eigenwillige Neuinterpretationen. Wie von «Beau» Brummell einst vorgemacht, bemüht er sich, die Komfortzone zu verlassen. Brummell hielt sich den Rücken frei, indem er sich herzlos, leidenschaftslos und frei von Ehrgeiz gab. Seine Arbeitsvermeidung war kein selbstgerechtes Auf-der-faulen-Haut-Liegen. Seine Passivität schöpfte aus dem Bewusstsein, was für das gute Leben nötig ist. |G|



Hans-Christian Dany, Jahrgang 1966, lebt in Hamburg und schreibt am Morgen. Manchmal entstehen daraus Bücher. 2018 erschien von ihm *MA-1. Mode und Uniform* in der Edition Nautilus. Gemeinsam mit Valérie Knoll kuratierte er die Ausstellung *No Dandy, No Fun* in der Kunsthalle Bern (2020). Zurzeit schreibt er eine Serie über den Tod seines Vaters unter muttereypresse.cargo.site.



Valérie Knoll, Jahrgang 1978, ist Kuratorin. Von 2015 bis 2022 war sie Direktorin der Kunsthalle Bern. Im Juli 2023 wird sie die Leitung des Kölnischen Kunstvereins übernehmen. Dieser Tage erscheint bei Sternberg Press / MIT Press der mit Hans-Christian Dany geschriebene Essay *No Dandy, No Fun. Gutaussehend in den Untergang.*



Weiterführende Literatur

Jules Barbey d'Aurevilly: Über das Dandytum. Berlin 2006.
Charles Baudelaire: Ästhetik der Malerei und der bildenden Kunst. Minden 1863.
Michel Foucault: Was ist Aufklärung?, in: Daniel Defert und François Ewald (Hg.): Michel Foucault. Schriften, Band 4. Frankfurt am Main 2005, S. 689–707.
Hiltrud Gnüg: Kult der Kälte. Der klassische Dandy im Spiegel der Weltliteratur. Stuttgart 1988.
Monica L. Miller: Slaves to Fashion. Black Dandyism and the Styling of Black Diasporic Identity. Durham und London 2009.
Ellen Moers: The Dandy. Brummell to Beerbohm. New York 1960.
Isabelle Stauffer: Weibliche Dandys, blickmächtige Femmes fragiles. Ironische Inszenierungen des Geschlechts im Fin de Siècle. Köln 2008.
Virginia Woolf: Beau Brummell. Göttingen 2015.

Die Trucklifrauen

Bis in die 1970er Jahre kamen Frauen aus Norditalien in die Schweiz, um als Hausiererinnen ihre Waren anzubieten. Reich wurden sie damit nicht. Aber es war ein Schritt hin zu wirtschaftlicher Eigenständigkeit und Emanzipation.

Von Karl Horat

Auf Verkaufstour in der Schweiz: Maria Resenterra aus Lamon mit ihrer beladenen Trucke im Kanton St. Gallen, 1930er Jahre.

Bild: Archivio Storico Feltrino – Raccolta FotoGruppo Lamonese



Das war ein Fest, in den 1950er Jahren auf dem Bergbauernhof, wenn plötzlich Frau Piazza vor der Türe stand, schwer atmend. Denn wir Kinder wussten: Wenn sie ihre Chrätze, die sie auf dem Rücken buckelte, auf den Tisch stellte und all die Schublädchen öffnete, kamen glänzende Schätze aller Art zum Vorschein. Kämme, Spiegel und Spitzenborten waren darin versorgt, Perlmuttknöpfe, Fingerhüte, Nadeln und Faden, Schreibzeug, Schuhbändel und Hosenträger der Marke «Herkules». Wenn das Anpreisen der Waren auch eher radebrechend mit italienischem Akzent geschah, tat das dem Reiz des Verkaufsereignisses keinen Abbruch, im Gegenteil: Es brachte einen willkommenen Hauch Italianità auf den Bauernhof am Rigi-Nordwesthang, hoch über Immensee im Kanton Schwyz, auf 850 Metern über Meer.

Was uns heute der Online-Einkauf ist, war einst die Dienstleistung des Hausierergewerbes: Lieferung frei Haus und Einkaufserlebnis in der eigenen Stube. Hausiererinnen und Hausierer waren geschätzte Versorger abgelegener Bauernhöfe, vor allem mit Mercerie-Waren. Wobei zu unterscheiden war zwischen «Reisenden» und «Hausierern». Erstere waren im Auftrag einer Firma unterwegs und wollten deren Suppen und Gewürze, Putzmittel oder Kosmetika an die Frau oder den Mann bringen, während sich in den Trucken der Chrömerinnen ein Gemischtwarenangebot fand.

In früheren Jahrhunderten musste die Landbevölkerung für die Warenversorgung die regelmässig stattfindenden Märkte und Messen aufsuchen, in den Dörfern gab es kaum Geschäfte. So fanden Wanderverkäufer eine Nische und hatten gute Chancen, ihre Produkte zu verkaufen, wenn sie zu Fuss, seltener mit einem Esel oder Karren unterwegs waren. Es ergab für die Wanderhändler Sinn, entlegene Gegenden zu bedienen, denn je grösser die Entfernung zu anderen Bezugsquellen, desto besser war auch die Aussicht auf Erfolg.



Sie waren allein unterwegs, aber kannten sich oft. Krämerinnen aus Erto, Region Friaul-Julisch Venetien (undatierte Aufnahme).

Bild: Museo Casa Clautana, Claut, Italien

Nicht nur italienische Hausiererinnen und Händler waren damals unterwegs, auch Einheimische zogen mit Waren von Haus zu Haus. Das Hausieren war selten eine spontane Berufswahl, sondern oft der letzte Ausweg aus der Not. Bis 1948 gab es in der Schweiz keine AHV, arme Leute hatten keine Altersvorsorge (*NZZ Geschichte* Nr. 43, Dezember 2022). Oft brachen familiäre Bindungen plötzlich weg, und jenen, die nichts mehr hatten, drohte die Abschiebung in eines der meist desolaten Armenhäuser. Insbesondere Witwen waren von solchen Schicksalen betroffen, und so versuchten sich viele im Alter noch als Hausiererin.

Von den italienischen Krämerinnen, die damals zu uns kamen, stammten die meisten aus der Provinz Belluno am Dolomitenfuss im italienischen Veneto, insbesondere aus dem Ort Lamon oder aus einer seiner Nachbargemeinden. Die Region hatte sich auf das ambulante Gewerbe spezialisiert und sandte Töchter ins nahe Südtirol und in die Schweiz.

Lamon liegt auf einer Terrasse am Fuss des Monte Coppolo. Das Gebiet war immer schon alpwirtschaftlich geprägt. Auf kleinen, oft terrassierten Ackerflächen wurden in den unteren Tallagen Kartoffeln, Mais und Roggen angebaut. Wegen der schwierigen Topografie, der steinigen Böden und der kleinteiligen Parzellierung der Grundstücke waren die Erträge gering. Eine grosse Bedeutung hatte deshalb die Viehzucht. Im Sommer wurden die Rinder und Ziegen auf den Alpweiden in den Höhenlagen gehalten. Auf den tiefer gelegenen Wiesenflächen wurde Heu für den Winter gewonnen. Auch kleinste Flächen wurden genutzt.

Bereits im Jahr 1330 hatte die Pfarrei von Lamon «regole» (Regeln) für die gemeinsame Nutzung der Weiden und Anbauflächen sowie die Aufzucht des Viehs erlassen. Im Jahr 1856 wurde die über Jahrhunderte bewährte Wanderweidewirtschaft (Transhumanz) gesetzlich allerdings stark eingeschränkt, worauf kinderreiche Familien ohne Grundbesitz zusehends verarmten. Wer sich eine bessere Zukunft erhoffte, setzte nun auf die Wanderarbeit und suchte sein Glück jenseits der Alpen.

Für die Dagebliebenen verschlechterte sich die Situation durch den Ersten Weltkrieg drastisch. Mit dem Kriegseintritt Italiens am 23. Mai 1915 wurden die Dolomiten zum Schauplatz brutaler Gefechte. Der Stellungskrieg wurde zuerst auf den Hochgebirgskämmen entlang der damaligen italienisch-österreichischen Staatsgrenze ausgetragen. Nach Terraingewinnen der «austriaci» kam die Front immer näher an Lamon heran. Mitte November 1917 wurde der Ort von österreichischen Gebirgstruppen eingenommen.

Nach dem Ende des Kriegs war die Dolomitenregion wegen der schadhaften Strassen nur mehr schwer zu erreichen. Auch durch die 1918 begonnene Demobilisierung des italienischen Heeres, die zu einem Anstieg der Arbeitslosigkeit führte, verschärfte sich die prekäre Wirtschaftslage im strukturschwachen Gebiet. Eine dauerhafte oder zeitweise Emigration schien die einzige Lösung zu sein, um der wirtschaftlichen Misere zu entfliehen.

Die Wanderarbeit hatte in der Region eine gewisse Tradition: Als Bauarbeiter oder Glacemacher waren die Männer schon früher in entfernte Städte gereist. Marroniverkäufer und Konditoren aus Venetien sind seit den 1820er Jahren ebenfalls nachweisbar. Damals entdeckten auch die Frauen das Hausieren. Ihr Handel mit Gänsefederkielen hatte früh Erfolg. Der Verkauf von Holzutensilien für den Hausgebrauch kam hinzu, und bald erweiterten die Frauen ihr Sortiment, um als «cròmere» (dem deutschen Wort «Krämer» entlehnt) von März bis September auf Wanderschaft zu ziehen. Viele der jungen Frauen stammten aus armen Familien, ihre Erwerbstätigkeit war für die Angehörigen zu Zeiten wirtschaftlicher Misere überlebenswichtig. Sie gingen vorwiegend nach Südtirol und in die Schweiz.

Die letzten «cròmere» waren noch bis in die 1970er Jahre anzutreffen. Heute lebt vermutlich keine mehr von ihnen, aber vor fünf Jahren konnte Viola Simoni-Resenterra – damals fast hundertjährig – noch von ihrer aktiven Zeit erzählen. Robert Keiser aus Horw, pensionierter Dozent für Wirtschaftsenglisch, interviewte die ehemalige «Trucklifrau» in Stansstad für ein Nidwaldner Lokalmagazin. Nicht eng verwandt mit

Maria Resenterra aus dem gleichen Ort (Seite 95), berichtete Simoni-Resenterra, dass sie 1940 als Zwanzigjährige aus Lamon loszog, zusammen mit ihrer Schwägerin Elena Fiorenza. Nach ihrem ersten Sommer als «cròmera» kehrte sie nicht wie andere nach Hause zurück; sie hatte den Bauarbeiter Vittorio Simoni geheiratet und sich mit ihm in Stansstad niedergelassen. Er war im selben Zugabteil wie sie von Lamon via Mailand und Chiasso in die Schweiz gereist.

Ihre «cassèla», den hölzernen Schubladenstock mit Ledertragriemen, hatte Simoni-Resenterra aus Lamon mitgebracht. Er wog leer schon fast zehn Kilogramm, beladen über vierzig. Krämerinnen gingen deshalb nicht zügig, sondern trippelnden Schrittes. Sie hatten sich eine Art Berufsuniform zugelegt, so erkannte man sie von weitem. «Wir trugen Rock mit Oberteil, ohne Ausschnitt», so Simoni, «dazu eine Schürze, Kopftuch, Strümpfe, gutes Schuhwerk – alles in den Farben Grau und Schwarz gehalten.» Zur Ausrüstung gehörte auch ein robuster Regenschirm.

Die Schubfächer der «cassèla» waren mit allem gefüllt, was in einem Haushalt nützlich sein konnte: Knöpfe und Manschetten, Faden und Nadeln, Bänder und Schnallen, Strumpfhalter, Seife, Kaffeesiebe und «Chupferblätze» zum Reinigen der Pfannen. Die Männerwelt brauchte Rasierklingen und Hosenträger. Auf der Trucke aufgebunden waren Handtücher, Strümpfe und Socken, Kopftücher, Unterwäsche und Schürzen. Alles wurde mit einem Wachstuch gegen Regen abgedeckt. Regen, Sturm und Schnee konnten den Frauen unterwegs das Leben schwermachen, ebenso bissige Hofhunde, die «Betteln und Hausieren verboten»-Schilder und «Mier bruuched nüt»-Kommentare der Kaufunwilligen.

Bei den Bauernfamilien war der Empfang in der Regel aber herzlich. So ein Besuch der Hausiererin brachte Abwechslung, er wurde auf abgeschiedenen Höfen geschätzt. Man tauschte Neuigkeiten aus – von den «Trucklifrauen» war so manches zu erfahren. Die Bäuerinnen wiederum waren froh um die unkomplizierte Einkaufsmöglichkeit. Sie konnten die Waren am eigenen Tisch ausgiebig begutachten, ihre Fragen stellen und den Preis verhandeln.

Nach südländischer Manier gefeilscht wurde laut Simoni allerdings kaum: «Meist stimmte der Preis für die Erzeugnisse.» Bei Kleinwaren habe die Gewinnspanne ohnehin bloss ein paar Rappen betragen. «Einige kauften jeweils nur eine Kleinigkeit von mir, weil eine alte Sage andeutete, Trucklifrauen könnten sonst ‹Uugfell i Huus und Gadä› bringen, wie es im Innerschweizer Dialekt hiess», erinnert sich Viola Simoni-Resenterra. «Bei guten Kontakten, also wenn die Bäuerin froh war, mich regelmässig zu sehen, wurde ich manchmal zu einer Mahlzeit eingeladen.»

In Lamon sind die Erinnerungen an die «cròmere» bis heute präsent. Wenn in den sozialen Netzwerken ein Foto aus einem Familienalbum mit einer Cassèla-Trägerin gepostet wird, folgen darunter umgehend Kommentare wie «Anche mia nonna – ha girato tutta la Svizzera», «Auch meine Grossmutter – sie tourte durch die ganze Schweiz». Reich wurden die Hausiererinnen mit ihrem Gewerbe nicht. «Die Tageseinnahmen waren mal gut, dann wieder knapp.» Es war ein kantonales Hausiererpatent zu bezahlen, hinzu kamen Gebühren der einzelnen Gemeinden. Der Lohn, den die Frauen mit ihrem Geschäft erhielten, war ein anderer: eine gewisse Unabhängigkeit und wirtschaftliche Selbständigkeit. |G|



Karl Horat, Jahrgang 1953, wuchs auf einem Bauernhof im Rischberg unterhalb der Seebodenalp im Kanton Schwyz auf – und erinnert sich noch lebhaft an die Besuche der Trucklifrauen. Eben erschien von ihm in der Edition Linth das Bändchen *Glarner Stüggli* mit Geschichten aus Alt-Glarus.

Weiterführende Literatur

Ulderico Bernardi (Hg.): Veneti in Svizzera. Ravenna 2006.
Robert Keiser-Stewart: Trucklifrauen, in: Hergiswiler, November 2017, S. 24–28.
Jon Mathieu: Migration im mittleren Alpenraum, 15.–19. Jahrhundert. Ein Literaturbericht, in: Bündner Monatsblatt 1994, Heft Nr. 5, S. 347–362.
Luciana Palla: Emigrazione dalle Dolomiti nel corso del Novecento. Colle Santa Lucia 2020.



Schwer beladen, bevor sie sich auf den Weg von Venetien in die Schweiz machen: Viola Resenterra (rechts) und ihre Schwägerin Elena Fiorenza, 1940.

Der Affe

Schon in der Antike hat man ihn seziert, um den Menschen besser zu verstehen. Doch zugleich war der Affe immer als hässlich-niederes Wesen verschrien: Von keinem Tier haben wir uns mit so viel Eifer abzugrenzen versucht wie von unserem nächsten Verwandten.

Text Claudia Mäder **Bild** Marta Zafra



Man möchte lieber kein Affe sein. Jedenfalls kein Makak in Thailand. In vielen Regionen werden die Tiere dort als Feldarbeiter eingesetzt, sieben Tage die Woche müssen sie während sechs bis acht Stunden Kokosnüsse von Palmen holen. Die Pflücker werden im Babyalter von ihren Müttern getrennt und in speziellen Schulen auf ihre Arbeit abgerichtet. Später, auf den Farmen, sind sie rund um die Uhr an Ketten befestigt und müssen zwischendurch auch mit Schlägen rechnen. Von diesen Missständen war kürzlich in diversen Zeitungen zu lesen, die Berichte liessen einen traurig den Kopf schütteln über die Perversionen der Moderne.

Allerdings sind Affenpflücker keine neue Erscheinung. Die jüngsten Schlagzeilen haben ein Pendant in den ältesten Überresten. Aus Ägypten sind zahlreiche Tonscheiben mit Affenbildern erhalten, und manche von ihnen zeigen arbeitsame Paviane: Von Menschen an Leinen gehalten, klettern sie auf Doumpalmen und stecken deren Früchte in Körbe. Über die Hintergründe dieser Bilder oder die Haltungsbedingungen der Affen ist nichts Näheres bekannt. Mit einigem Recht kann man zwar hoffen, dass es den alten Pavianen besser erging als heute den Makaken. Denn in der ägyptischen Kultur wurden Affen verehrt, sie waren Begleiter des Gottes Thot und wurden nicht nur gezeichnet, sondern auch in Figurinen, Amuletten oder Gefässen nachgebildet. Nur garantiert hohes Ansehen noch keine würdige Behandlung, das muss man jedenfalls aus heutiger Sicht sagen. Schliesslich gelten Affen in vielen asiatischen Ländern bis in die Gegenwart als heilig – und trotzdem gibt es Makaken-Sklaven; im Westen wiederum betont man die genetische Nähe zwischen Menschen und Affen – und trotzdem benutzt man die Tiere für alle möglichen Experimente.

Es ist offensichtlich: Das menschliche Verhältnis zum Affen ist von tiefer Ambivalenz geprägt. Die Tiere sind uns sehr ähnlich, daran bestand schon in der Antike kein Zweifel. Man fand das einerseits faszinierend und hatte andererseits stärker als bei jedem anderen Wesen das Bedürfnis, sich von den Affen abzugrenzen, um sich der eigenen Identität zu vergewissern. Diese Haltung spiegelt sich denn auch in der ersten überlieferten Klassifizierung der Lebewesen, die Aristoteles im 4. Jahrhundert vor Christus verfasste. Der Philosoph hielt in seiner *Tierkunde* alle möglichen Merkmale fest, welche die Affen mit den Menschen teilten – und schied sie zuletzt doch strikt voneinander ab, indem er die Affen zu den vierfüssigen Tieren rechnete. Das hinderte die Gelehrten aber nicht daran, von einer grundsätzlichen Gleichheit auszugehen: Der Mediziner Galenus etwa sezierte Affen, um den menschlichen Organismus zu verstehen.

Wer nicht als Forscher tätig war, dürfte in der Antike kaum je mit einem der Tiere in Berührung gekommen sein. Von den Ägyptern wusste man, dass es Paviane gab, aber wirklich bekannt waren damals nur die Berberaffen, die im heutigen Gibraltar vorkamen und gelegentlich nach Mitteleuropa eingeführt wurden. Bei manchen Zeitgenossen

fanden sie ein gemütliches Zuhause: Einige Römer hielten sich ein Äffchen als Schosstier. Sie mussten aber mit Häme rechnen – die Affenbesitzer seien so hässlich wie ihre Tiere, war von Spöttern des Öftern zu hören. Als unansehnlich galten die «verdrückten Nasen» und die faltigen Gesichter der Affen, wobei solche Äusserlichkeiten je länger, je mehr als Spiegel des inneren Wesens gelesen wurden. Besonders im Christentum verkamen die Affen zu wüsten Gestalten in einem moralischen Sinn; zu Tieren, die exakt das verkörperten, was der Mensch nicht sein sollte. «Über alle Massen geil» seien die Affen, hiess es. Zudem frässen sie nach Lust und Laune und seien verschlagen und listig, indem sie Verhaltensweisen imitierten – «nachäfften» – und dadurch einen falschen Schein erweckten. Die Botschaft hinter diesem Bashing war klar: Menschen, die sich nicht beherrschten, machten sich zu Affen.

Dies war freilich nur metaphorisch zu verstehen. Dass es ein tatsächliches Hin und Her geben könnte zwischen den Lebewesen, war lange undenkbar: Bis in die Frühe Neuzeit stellte man sich die natürliche Welt als Stufenleiter vor, als Ordnung, in der alle Wesen unverrückbar auf der ihnen zugedachten Sprosse standen. Der Mensch befand sich darin über den vierfüssigen Tieren (die ihrerseits über Vögeln, Fischen und Würmern standen) – aber unter den Engeln, die höher als er rangierten und unerreichbar blieben. Egal aber, was man Wüstes über sie sagte: Affen waren im Mittelalter auch beliebte Attraktionen. Ab dem 12. Jahrhundert kamen immer mehr Exemplare nach Europa, sie landeten als exotische Geschenke bei hiesigen Fürsten oder wurden von Gauklern gekauft, durch Städte geführt und an Jahrmärkten gezeigt. Auch in der Schweiz waren sie offenbar schon früh präsent. Im 14. Jahrhundert jedenfalls stand in Bern ein Haus, das mit einem steinernen Affen dekoriert war; Steinhauer und Maurer erwarben es 1389 als Gesellschaftssitz, und bald ging daraus die «Zunft zum Affen» hervor.

Lange waren es die wenigen schon in der Antike bekannten Affenarten, mit denen man sich in unseren Breiten beschäftigte. Im 17. Jahrhundert aber änderte sich die Lage: Bei ihrer Expansion in andere Weltgegenden stiessen die Europäer erstmals auf Orang-Utans und Schimpansen, also auf jene Arten, die man später zusammen mit dem Gorilla als Menschenaffen bezeichnen sollte. Zunächst nannte man die grossen Tiere «Waldmenschen». In Reiseberichten erschienen sie als phantastische Wesen, doch erste wissenschaftliche Untersuchungen führten zu ganz sachlichen Befunden: In 48 Bereichen gleiche der Schimpanse dem Menschen, in nur 34 unterschieden sich die beiden voneinander – das hielt ein britischer Forscher 1699 fest und machte damit klar, dass auf biologischer Ebene eine unleugbare Verwandtschaft zwischen Affen und Menschen besteht. Daraus zog Carl von Linné kurz darauf die Konsequenzen. In der epochemachenden Systematik der Natur, die der Arzt im 18. Jahrhundert erarbeitete, setzte er Menschen und Affen 1758 in ein und dieselbe Ordnung, nämlich jene der Primaten.

Mit dieser neuen Klassifizierung waren freilich längst nicht alle einverstanden: In der Aufklärung entspann sich um die Stellung der

Menschenaffen eine lebhafte Debatte. Während Denker wie Jean-Jacques Rousseau glaubten, dass Orang-Utans «eigentlich wilde Menschen» seien, die zur Kultur erzogen werden könnten, pochten andere weiter auf fixe Grenzen. Nie wären Affen in der Lage, sich zu Menschen zu erheben, «die Thür ist zugeschlossen», erklärte etwa der Dichter und Theologe Johann Gottfried Herder. Gerade die Unveränderlichkeit der Arten aber stellten Naturkundler nun immer lauter infrage. Denn alle Forschungen und Funde, prähistorische Skelette etwa, legten nahe, dass Lebewesen existieren, sich verändern und wieder verschwinden können. Schon um 1800 begann sich so die Idee der Entwicklung durchzusetzen. Die Mechanismen der Evolution vermochte jedoch erst der britische Naturforscher Charles Darwin zu erklären. Dank seinen Arbeiten war in gelehrten Kreisen gegen 1850 zweifelsfrei klar, dass sich Menschen und Affen aus gemeinsamen Vorfahren entwickelt hatten.

Just zu der Zeit, als das Wissen um die nahe Verwandtschaft ins allgemeine Bewusstsein sickerte, kamen die Affen in Europa zu ihren grössten Auftritten. Einerseits liessen sich jetzt, da der Kolonialismus den Tierhandel begünstigte, immer mehr Arten in den neu entstehenden Zoos studieren. Anderseits aber konnte man nun auch herzhaft über die Affen lachen. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts zogen zahllose «Affentheater» durch die Lande, Schaubuden, in denen man die Tiere als Imitate von Menschen präsentierte, ihnen Zigaretten oder Gewehre in die Hand drückte, sie auf Fahrräder setzte oder Fallschirmsprünge vollführen liess. Das Publikum konnte dabei wohl ehrlich staunen, vor allem aber beruhigt bemerken, dass die Affen letztlich eben doch nur so taten, als ob sie Menschen wären. Das Ganze war eine witzige Show – die theatrale Inszenierung ermöglichte es den Leuten, den Affen auf Distanz zu halten in einer Ära, in der er ihnen immer näher rückte.

Von solcher Distanz möchten manche Menschen heute gar nichts mehr wissen. Im 20. Jahrhundert hat die Wissenschaft auf neuen Ebenen nach Ähnlichkeiten zwischen uns und den Affen geforscht: Genome wurden sequenziert und Verhaltensweisen untersucht. Das Erbgut des Schimpansen, so der Befund, deckt sich zu 98,7 Prozent mit dem unsrigen, und in Sachen Kreativität oder Kommunikation, Geschicklichkeit oder Emotionalität scheinen uns manche Affen kaum nachzustehen. Seit den 1990er Jahren wird darum immer wieder gefordert, dass Menschenaffen als Personen gelten und Grundrechte bekommen sollten. Das wäre ein Fortschritt, heisst es gemeinhin. Man kann aber auch das Gegenteil sehen: die Rückkehr zu jenem uralten Denken, in dem der Mensch die Richtschnur war von allem. Oder warum sonst sollte die Ähnlichkeit zu unserer eigenen Lebensweise den Grad an Respekt bestimmen, den wir einer anderen Existenz entgegenbringen? | G |



Claudia Mäder, Jahrgang 1980, ist Redaktorin bei der *NZZ am Sonntag.*

Weiterführende Literatur

Cybelle Greenlaw: The Representation of Monkeys in the Art and Thought of Mediterranean Cultures. Oxford 2011.

Hans Werner Ingensiep: Der kultivierte Affe. Philosophie, Geschichte und Gegenwart. Stuttgart 2013.

Gesine Krüger u. a. (Hg.): «Ich Tarzan». Affenmenschen und Menschenaffen zwischen Science und Fiction. Bielefeld 2008.

Illustration: Agata Marszalek

Zugaben

Heimat aus der Fabrik

Holzhäuser gibt es auf der ganzen Welt, aber keine Nation hat sie so erfolgreich vermarktet wie die Schweiz. Dabei handelt es sich beim Chalet, wie der Kurator Beat Gugger zeigt, um eine Erfindung aus der Literatur – gross geworden als industrieller Fertigbau.

Text Lea Haller **Bild** Beat Schweizer

Das Schloss Greyerz gab es als Bastelbogen. Und das Schloss Chillon. Hier gibt es ein Chalet zum Falten: eine viereckige Fläche, vier Wände, darüber ein Giebeldach. «Eine Definition des Chalets ist nicht leicht», sagt Beat Gugger, «es wird alles Mögliche als Chalet verkauft.» Ein paar grundlegende Elemente nennt er aber: Es hat einen Steinsockel, darauf einen Strickbau aus Holz und ein Satteldach in einem bestimmten Neigungswinkel. «Und dann natürlich die Verzierungen, die Laubsägeliarbeiten.»

Der selbständige Kurator hat sich schon länger mit dem Gedanken getragen, einmal eine Ausstellung zu diesem eigenartigen Holzhaus zu machen, mit dem man Architekten in die Flucht schlägt, das beim Volk aber seit dem 19. Jahrhundert beliebt ist. Nicht nur einfache Naturfreunde, auch Reiche und Berühmte zieht es ins Chalet. Die Familie der Frau von UBS-Präsident Colm Kelleher besitzt eins, in Engelberg. Der Regisseur Roman Polanski zog sich für einen mehrmonatigen Hausarrest in sein Chalet «Milky Way» in Gstaad zurück. Der britische Sänger James Blunt hat eines in Verbier, einem Wintersportort, der aussieht, als hätte ein Riese hier einen grossen Sack Chalets ausgeleert.

Als die Nationalbibliothek in Bern, die in einem Raum im Parterre wechselnde Ausstellungen präsentiert, Interesse am Thema anmeldete, zögerte Gugger nicht. Nun ist es gar eine Doppelausstellung geworden, realisiert in Kooperation mit dem Kulturhaus «Das Gelbe Haus Flims». Sie heisst *Chalet. Sehnsucht, Kitsch und Baukultur*. Wie erzählt man diese Geschichte?

«Erzählen im dreidimensionalen Raum ist etwas anderes als ein Buch schreiben oder einen Film produzieren», sagt der Kurator. «Ein Buch liest man von vorne bis hinten, einen Film schaut man von Anfang bis Schluss. In der Ausstellung sind die Leute dagegen viel freier.» Man versucht ihren Weg zwar etwas vorzuspuren, aber am Ende bewegen sie sich im Raum, wie sie wollen. «Auch wenn sie die Objekte aus Sicht des Kurators in der falschen Reihenfolge anschauen, setzen sich die Leute die Geschichte im Kopf meist schon zusammen. Aber letztlich kann man natürlich nicht kontrollieren, was bei ihnen ankommt.»

In der Chalet-Ausstellung der Nationalbibliothek sollte man sich zuerst links halten. Hier stehen aufgereiht Souvenirholzhäuschen aus dem Berner Oberland; die Chalets im Kleinformat stammen von der Manufaktur Jobin in Brienz, mit der Gugger bereits mehrfach zusammengearbeitet hat. Von solchen Kontakten zehrt der Ausstellungsmacher. Seit rund dreissig Jahren konzipiert Gugger Ausstellungen. Arbeitet er mit seinem Team an einem neuen Thema, kann er auf ein grosses Beziehungsnetz zurückgreifen: «Das ist mein Kapital.»

Der Auftakt mit den Miniaturen macht deutlich: Das Chalet ist keine Erfindung der Architektur, sondern ein Produkt des Tourismus. Bevor der Tourismus das Chalet als «typisches Schwei-







«Die Leute setzen sich die Geschichte im Kopf schon zusammen.» Kurator Beat Gugger im März 2023 in der von ihm konzipierten Ausstellung in der Nationalbibliothek – vor sich das Chalet-Modell von Ueli Maurer.

zerhaus» vermarkten konnte, musste es allerdings zuerst zu einem nationalen Mythos werden. Denn: Nichts ist gewöhnlicher als ein Blockhaus. Überall auf der Welt, wo es Holz gibt, hat man Häuser im Strickbau gefertigt, in Kanada wie in Österreich, in Japan wie in Rumänien. Und so führt die Ausstellung ausgehend vom Kunstprodukt zum eigentlichen Urheber des Chalets: dem Schriftsteller und Philosophen Jean-Jacques Rousseau. In seinem 1761 erstmals erschienenen Briefroman *Julie ou la Nouvelle Héloïse* berichtet er von einer rustikalen Alphütte, in die sich zwei Liebende zurückziehen – das adlige Mädchen Julie d'Étanges und der junge Hauslehrer Saint-Preux. Das Buch löste eine Begeisterung für die Hirtenromantik aus und lockte zahlreiche ausländische Touristen in die Schweiz.

«Die Holzhäuser des alpinen Raums wurden damals nicht von Architekten geplant, das war reines Handwerk», sagt Beat Gugger. «Der Zimmermann wusste durch Überlieferung und Erfahrung, wie man es machen muss.» Ab den 1820er Jahren erschienen dann erste Publikationen zum «chalet à la manière suisse», einer Mischung aus einfacher Alphütte und reich verziertem Bauernhaus. Schliesslich begannen sich auch namhafte Architekten für den Schweizer Holzbau zu interessieren. 1844 publizierten die Berner Architekten Carl Adolf von Graffenried und Ludwig Rudolf von Stürler ein Inventar von Bauernhäusern des Berner Oberlandes – die akribischen Zeichnungen sind in der Ausstellung als Reproduktion zu sehen. Bedeutend war auch der Architekt Ernst Georg Gladbach, der 1857 ans neu gegründete Polytechnikum (die heutige ETH) berufen wurde und seine Forschungstätigkeit ganz der Schweizer Holzarchitektur widmete: Er legte mit seinen Publikationen die formale Basis für künftige Holzbaukonstruktionen.

Von der wachsenden touristischen Nachfrage aufgerüttelt und durch den wissenschaftlichen Ansatz der Architekten gestützt, erfand man im 19. Jahrhundert das Chalet als Ikone des ländlichen Bauens. An den Weltausstellungen präsentierte sich die Schweiz fortan als Land der Chalets, Sennen und Kühe. Der endgültige Siegeszug des «Schweizerhauses» kam mit den Chaletfabriken: Ab den 1870er Jahren begann ausgerechnet im ländlichen Holzstil die Ära des industriellen Fertigbaus. Es entstanden Firmen wie die Parquet-&-Chalet-Fabrik Interlaken oder die Chalet-Fabrik Bündner Oberland in Ilanz, die Kataloge publizierten, aus denen man sich ein vorfabriziertes Chalet auswählen konnte. Die Erfindung der Profilsäge machte es möglich, Laubsägeliverzierungen am Laufmeter herzustellen: Mit einem Metallstift fuhr sie auf einer Holzplatte dem vorgefertigten Muster nach. Dass sich seither zahlreiche Heimatschützer und Architekten gegen das Chalet gewehrt haben – es half nichts. Mit der Streusiedlung im Alpenraum war es vorbei, die Hänge der Touristenorte wurden mit Fertigchalets vollgestellt. «Im Berner Oberland gibt es bis heute keine gehaltvolle zeitgenössische Architektur», konstatiert Gugger.

Das hat mit lokalen Bauvorschriften zu Abmessungen und Dachschrägen zu tun, mit einem oft kartellartigen organisierten Bausektor – und mit der ungebrochenen Nachfrage. Für ein Chalet aus Altholz wird jeder Preis bezahlt, und im Luxussegment wird es mit allem ausgestattet, was das Herz begehrt: Tiefgarage, Sauna, Warenlift. Das Chalet hat einen derart hohen Identifikationswert, dass sich Bundesrat Ueli Maurer 2014 ein transportierbares Modell mit abnehmbarem Dach fertigen liess, um in den Turnhallen der Nation für den Kampfjet Gripen zu werben. Die Botschaft: Ein Land ohne Luftwaffe sei wie ein Chalet ohne Dach, es regnet rein. Auch Maurers Chalet ist nun ein Museumsobjekt: Beat Gugger hat es via Bundesverwaltung auf dem Waffenplatz Thun ausfindig machen können.

Ist das Chalet das Schicksal dieses Landes? Oder liesse sich der Holzbau nochmals neu erfinden? Holz sei als nachwachsender Rohstoff technologische Zukunft, sagt Gugger. Mit moderner CAD-Technik können Baumstämme heute optimal ausgenutzt werden, und im technischen Elementbau sind Schweizer Firmen vorne mit dabei. Die Grundlagen wären also da. «Jetzt müsste man nur noch gegen die Macht des Chalets in den Köpfen ankommen.» |G|

www.nationalbibliothek.ch, www.dasgelbehausflims.ch

Impressum

Ausgabe 46, Mai 2023

Redaktion
Redaktionelle Leitung: Lea Haller
Redaktion: Daniel Di Falco
Art Direction: Claudio Gmür
Bildredaktion: Barbara Stauss
Korrektorat: Christina Heyne, Barbara Stuppia

Wissenschaftlicher Beirat
Prof. Dr. Irène Herrmann, Universität Genf
Prof. Dr. Caspar Hirschi, Universität St. Gallen
Prof. Dr. Gisela Hürlimann, TU Dresden
Prof. Dr. Sacha Zala, Universität Bern

Chefredaktorin Magazine der «NZZ am Sonntag»
Nicole Althaus

Adresse Redaktion
NZZ Geschichte, Falkenstrasse 11, Postfach, CH-8021 Zürich
Tel. +41 44 258 11 11, geschichte@nzz.ch

Verlag
Neue Zürcher Zeitung AG, Postfach, CH-8021 Zürich

Leserservice
Tel. +41 44 258 10 00, leserservice@nzz.ch
www.nzz.ch/leserservice

Jahresabonnement
NZZ Geschichte (inkl. E-Paper):
98 Fr. (Schweiz), 107 € (Deutschland und Österreich),
107 Fr. (übriges Ausland)
NZZ Geschichte digital (E-Paper):
98 Fr. (Schweiz), 90 € (Ausland)
Tel. +41 44 258 10 00, go.nzz.ch/geschichte

Einzelheftbestellung (inkl. Mehrwertsteuer und Porto)
19 Fr. (Schweiz und Ausland),
shop.nzz.ch/geschichte, shop@nzz.ch

Anzeigenverkauf
NZZone, Falkenstrasse 11, Postfach, CH-8021 Zürich
Tel. Deutschschweiz +41 44 258 16 98,
Westschweiz +41 21 311 48 95
inserate@nzz.ch, www.nzzone.ch

Konzept und Creative Direction
Winkreative

Druck
Multicolor Print AG, Baar

Management
Unternehmensleitung: Felix Graf
Projektleitung: Lukas Leuenberger

Nächste Ausgabe
13. Juli 2023

ISSN 2297–2722

Hierarchiestufe: Ganz unten

Yves Demuth: Schweizer Zwangsarbeiterinnen. Eine unerzählte Geschichte der Nachkriegszeit. Beobachter-Edition 2023. 200 S., um 35 Fr.



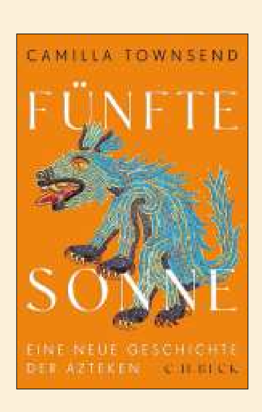
lha. Bis 1981 wurden in der Schweiz Menschen ihrer Freiheit beraubt – nicht weil sie gegen Gesetze verstossen hätten, sondern einzig aufgrund moralischer Kriterien. Behörden, nicht Gerichte, fällten die Urteile: «liederlicher Lebenswandel», «sittliche Verfehlung», «Trunksucht». Eine Expertenkommission hat dieses Unrechtsregime historisch aufgearbeitet. Im Dunkeln blieb allerdings, dass viele der «administrativ Versorgten», namentlich Frauen, in Fabrikheime gesteckt wurden und für Industriebetriebe Zwangsarbeit verrichteten.

Zwangsarbeit? In der Schweiz? Der *Beobachter*-Redaktor Yves Demuth zeigt in diesem Buch, wie unter dem Deckmantel der «Fürsorge» und der «Erziehung durch Arbeit» Profit gemacht wurde: in einer Textilfabrik in Dietfurt etwa, in einer Uhrenfabrik in Bettlach, in einer Taschentuchstickerei in Wolfhalden. Der extrem kleine Lohn der Frauen ging direkt an die Heimleitung.

Der aztekische Blick

Camilla Townsend: Fünfte Sonne. C. H. Beck 2023. 512 S., um 44 Fr.

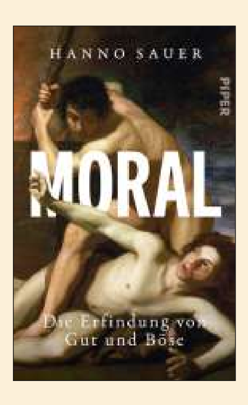
ddf. Huitzilihuitl? Kolibrifeder. Chimalpopoca? Rauchender Schild. Matlalcihuatl? Blaugrüne Frau. Es gibt viel Personal, das man in diesem Stück Weltgeschichte kennenlernt. Die Historikerin Camilla Townsend erzählt eine «neue Geschichte» der Azteken, und das Neue ist, dass sie es aus deren Perspektive tut. Tatsächlich lernten aztekische Chronisten nach der Ankunft der Spanier das lateinische Alphabet und hielten die Erinnerung ihrer Völker in ihrer Sprache fest. Oft vernachlässigt neben den spanischen Berichten und den Befunden der Archäologie, sind diese Annalen die Quellen, mit denen Townsend die Geschichte einer Zivilisation erzählt. Sie handelt von Königreichen und Bündnissen, Kriegern und Bauern, Kalendern und Göttern, und sie endet nicht 1519: Statt vor den Eroberern zu kapitulieren, schlossen die Azteken neue Bündnisse und überlebten, so gut es ging.



Wie wollen wir leben?

Hanno Sauer: Moral. Die Erfindung von Gut und Böse. Piper 2023. 400 S., um 31 Fr.

lha. Um die Moral wird heute heftig gestritten. Die einen fürchten den Zerfall aller Sitte und sehen überall Gier, Missgunst und institutionalisierte Unterdrückung am Werk. Die anderen bekämpfen gerade umgekehrt einen aus ihrer Sicht grassierenden Moralismus, der in überschiessenden Wiedergutmachungsaktionen, bürokratischer Reglementierung und einer «woken» Gesinnung um sich greife. Der an der Universität Utrecht lehrende Philosoph Hanno Sauer zeigt



in diesem Buch, dass der Mensch seit je ein moralisches Wesen ist – nicht weil er einen richtenden Gott hat, sondern weil er mit anderen Menschen zusammenleben will. Die Folgen sind überall sichtbar: «Unsere Moral ist nicht in unserem Kopf, sondern in unseren Städten und Dämmen, Gesetzen und Gewohnheiten, in unseren Festen und Kriegen.»

Mehr Macht geht kaum

Daniel Nerlich und Matthias Wiesmann (Hg.): «Weltengänger» in krisenhaften Zeiten. Chronos 2023. 240 S., um 40 Fr.



ddf. Man kann es Filz nennen, aber das Wort passt nicht in die Zeit, in der Hans Sulzer einer der mächtigsten Männer dieses Landes war. Boss des gleichnamigen Industriekonzerns, Diplomat im Rang eines Ministers, Verwaltungsrat von zwei Dutzend Firmen, Wirtschaftsexperte im Bundeshaus, Chef der wichtigsten Wirtschafts- und Arbeitgeberverbände – Sulzer steht wie kein anderer für das System Schweiz der krisenhaften Ära 1914–1945, in der Politik und Ökonomie so eng ineinander verbaut waren, wie es heute unvorstellbar ist. Vorstellbar macht es die Biografie, in der sieben Autoren und Autorinnen die Achsen von Sulzers Leben ausleuchten – Familie, Firma, Mandate, Diplomatie, liberales Denken. Teils stützen sie sich auf bisher unveröffentlichte Privatakten, die seit 2021 im Archiv für Zeitgeschichte der ETH liegen.

Jene, die nirgendwo dazugehören

Mira L. Siegelberg: Staatenlosigkeit. Hamburger Edition 2023. 400 S., um 56 Fr.

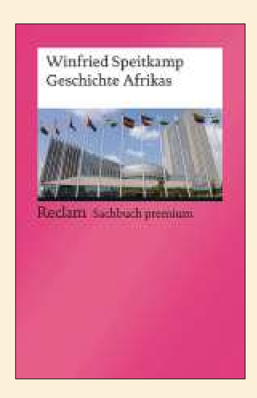
lha. Die Schweiz schuf als weltweit erstes Land einen Rechtsrahmen für Staatenlose: In der Verfassung von 1848 führte sie die «Heimatlosigkeit» als eigenen Status ein. An der Frage, welcher Kanton und welches Gericht für die «Vagabunden» zuständig seien, entzündeten sich aber weiterhin die Geister. Das Weltbürgertum galt als theoretisches Phantasiegebilde. Gleichzeitig kümmerte sich niemand um Papiere. Erst als 1914 der Krieg ausbrach, unterschieden die Staaten zwischen In- und Ausländern, führten Reisedokumente ein und begannen, ihre Grenzen zu kontrollieren. Die in Cambridge lehrende Historikerin Mira Siegelberg beleuchtet ein Massenphänomen des 20. Jahrhunderts: Wer definiert Staatenlose? Welche Rechte haben sie? Und wie kam es überhaupt dazu, dass Staatsangehörigkeit die Norm geworden ist?



Ein vertagter Aufbruch

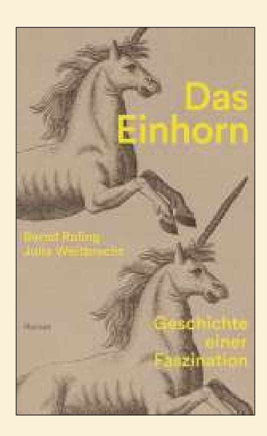
Winfried Speitkamp: Geschichte Afrikas. Reclam 2023. 532 S., um 22 Fr.

ddf. Die Debatte über den Kolonialismus hat Europa ein bisschen näher an Afrika gerückt, wenigstens in der politischen Aktualität. In den Auseinandersetzungen über Raubkunst und ihre Rückführung sieht der deutsche Historiker Winfried Speitkamp gar die Möglichkeit einer «neuen Verständigung» zwischen beiden Kontinenten. Einen Anfang macht er selbst mit der erweiterten Neuausgabe seines Standardwerks zur Geschichte Afrikas. Aufschlussreich ist nicht zuletzt der Überblick zu den Entwicklungen seit 1990. Im Kalten Krieg festgefroren, kamen die politischen Verhältnisse verbreitet in Bewegung. Doch auf den Zusammenbruch autoritärer Regime und den Sturz von Diktatoren folgte keine stabile Demokratisierung. Von den neuen Konflikten zeugen die Migrationsbewegungen, die Europa seit 2015 erreichen. So fern sind sich die Kontinente tatsächlich nicht.



Schwer zu fangen

Bernd Roling und Julia Weitbrecht: Das Einhorn. Geschichte einer Faszination. Hanser 2023. 176 S., um 34 Fr.

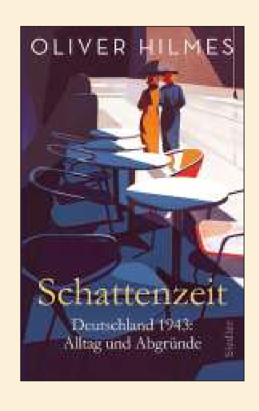


cmd. Was ist dunkelrot, hat blaue Augen und auf der Stirn einen purpurfarbenen Auswuchs in der Länge einer Elle? Es ist das Einhorn, in der Beschreibung von Ktesias von Knidos. Laut dem griechischen Arzt leben die Tiere in Indien, sie seien schwer zu fangen, doch sehr begehrt, weil ihre Hörner Heilkräfte besässen. Ktesias' Traktat aus dem 5. Jahrhundert vor Christus ist der älteste überlieferte Bericht zum Einhorn – aber nur einer von einer ganzen Menge an Texten, die der Philologe Bernd Roling und die Germanistin Julia Weitbrecht analysieren. Mit so viel Kenntnis wie Witz führen sie von der Antike ins einhornbegeisterte Mittelalter, welches das Tier als Christus- und Liebessymbol kannte. Ab der Frühen Neuzeit war zwar klar, dass es keine Einhörner gibt. Doch an Faszination haben die Fabelwesen bis heute nichts verloren.

Ein Jahr als Collage

Oliver Hilmes: Schattenzeit. Deutschland 1943: Alltag und Abgründe. Siedler 2023. 304 S., um 37 Fr.

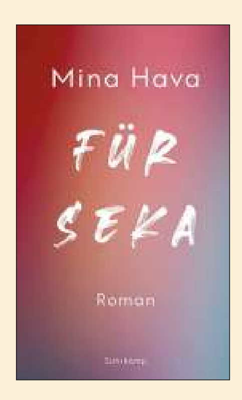
lha. Am 3. Mai 1943 wacht Karlrobert Kreiten, ein gefeierter deutscher Pianist, in seinem Hotelzimmer in Heidelberg auf. Die Auftritte, die in den nächsten Tagen geplant sind, werden allerdings nicht mehr stattfinden. Kurz nach 8 Uhr klopft es an die Zimmertür, und Kreiten wird von der Gestapo verhaftet. Dass er sich einer Jugendfreundin der Mutter gegenüber abfällig gegen Hitler äusserte, ist ihm zum Verhängnis geworden – sie hat ihn denunziert. Seine Familie versucht vergebens, ihn freizubekommen. Im September wird er von den Nazis gehängt. Rund um Kreitens Biografie montiert der Historiker Oliver Hilmes Ereignisse des Jahres 1943 aus der Sicht von Zeitzeugen. Er beleuchtet die Widersprüche einer Gesellschaft, ihre Radikalität und ihren Wahn – von der Niederlage bei Stalingrad bis zur Massenvernichtung der Juden.



Die Geschichte als Steinbruch

Mina Hava: Für Seka. Roman. Suhrkamp 2023. 278 S., um 33 Fr.

läu. Das fröhliche Pink des Umschlags führt auf eine falsche Fährte: In diesem Roman geht es um Genozid, Krieg, Gewalt – aber auch ums Erwachsenwerden einer jungen Frau mit bosnischen Wurzeln. In ihrem beeindruckenden Debüt unternimmt Mina Hava eine literarische Recherche zwischen Bosnien und der Schweiz. Sie verbindet historische Dokumente, Erzähltes und Erzählung, befragt die Dinge «auf mögliche oder erfundene Verbindungen». Das führt von einer Familie, in der der Vater gewalttätig wird, über die Geschichte jugoslawischer Saisonniers bis zur Mine Omarska in Nordbosnien, aus der serbische Kämpfer während des Kriegs 1992 ein Todeslager gemacht haben und in der heute wieder nach Erz gegraben wird. Auch die Erzählerin Mina Hava gräbt, um Unerzähltes ans Licht zu bringen.



Ordnung ins Chaos

Monika Dommann: Materialfluss. Eine Geschichte der Logistik an den Orten ihres Stillstands. S. Fischer, ab dem 24. Mai 2023. 288 S., um 37 Fr.

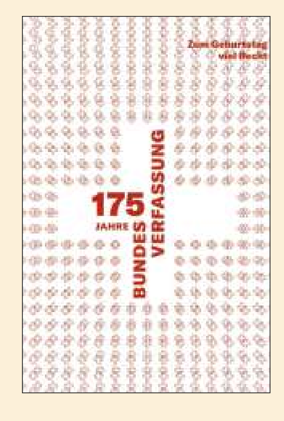


lha. Wie organisiert man die materielle Basis eines Kriegs? 1917 erschien mit *Pure Logistics. The Science of War Preparation* das erste Buch, das die Logistik im Titel trug. Es dauerte, bis auch die Wissenschaft der zivilen Warenströme etabliert war. Die Techniken der Spedition allerdings sind so alt wie die Spedition selbst – und hier setzt Monika Dommann, Professorin für Geschichte an der Universität Zürich, mit dieser Studie an. Sie beschreibt den Effekt von Lagerhäusern aus armiertem Beton, die Rolle von Getreideelevatoren, Gabelstaplern und Europalette. Man muss ihr nicht zwingend folgen, wenn sie im Materiallager eine Verbindung von Panoptikum (Michel Foucault) und Kontrollgesellschaft (Gilles Deleuze) sieht, um zu erkennen: Die Logistik ist politisch. Sie strukturiert in unserer globalen Welt den Zugriff auf Güter.

Der wichtigste Text der Schweiz

Landesmuseum Zürich: Zum Geburtstag viel Recht. 175 Jahre Bundesverfassung. Bis 17. Juli 2023. Gleichnamige Begleitpublikation im Verlag Sandstein.

ddf. Zu dieser Geschichte gehören die 23 Vertreter der Kantone, die im Frühjahr 1848 in nur 51 Tagen eine Verfassung und damit einen Staat entwarfen. Zu dieser Geschichte gehört aber auch der Kaufmann, der mit Kosmetikgeräten handelte und 1981 ins Visier des Geheimdiensts rückte, nachdem die sowjetische Botschaft eine Bestellung bei ihm aufgegeben hatte: Er prozessierte gegen seine Überwachung und ging dafür bis nach Strassburg. Was sind unsere Grundrechte, seit wann sind sie geschützt, wo gibt es Lücken? Mit diesen Fragen gelingt es dem Landesmuseum, das Jubiläum der Bundesverfassung ins Handfeste zu wenden. Privatsphäre, Meinungsfreiheit oder Ordnungsbussen – dieser Text ist brisanter, als der Staatskundelehrer seinerzeit verriet.

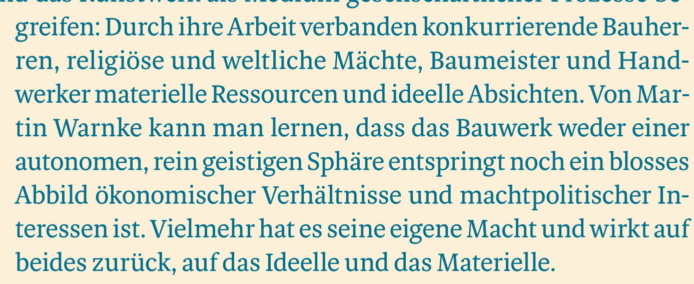


Martin Warnke: Bau und Überbau

Von Nikola Doll

Drei Bauwerke begleiteten mein Aufwachsen im Südwesten der alten Bundesrepublik: die sogenannten Kaiserdome von Speyer, Worms und Mainz am westlichen Ufer des Rheins. Ihre Steinmassen behaupten die religiösen und weltlichen Machtverhältnisse im Mittelalter bis heute ebenso solide wie überragend. Ein tieferes Verständnis für ihre Geschichte eröffnete mir das Buch *Bau und Überbau. Soziologie der mittelalterlichen Architektur nach Schriftquellen,* verfasst vom Kunsthistoriker Martin Warnke (1937–2019). Der lange akademische Titel des 1976 veröffentlichten Bands sollte nicht abschrecken: Warnke war ein Neuerer. Er widerlegte die dominante, auch heute noch populäre Darstellung, wonach der Bau monumentaler Kirchen das Ergebnis einer Gemeinschaftsideologie gewesen sei.

Warnke studierte die über Jahrhunderte in Archiven bewahrten Dokumente, in denen die Vorgänge im Einzelnen festgehalten sind, vom Baubeschluss über Mittelbeschaffung, Auftragsvergaben und Zwist bis zur Weihe. So konnte er die hergebrachte Kunstgeschichte hinter sich lassen, die sich in der stilgeschichtlichen Beschreibung von Formen und Motiven erschöpft, und das Kunstwerk als Medium gesellschaftlicher Prozesse begreifen: Durch ihre Arbeit verbanden konkurrierende Bauherren, religiöse und weltliche Mächte, Baumeister und Handwerker materielle Ressourcen und ideelle Absichten. Von Martin Warnke kann man lernen, dass das Bauwerk weder einer autonomen, rein geistigen Sphäre entspringt noch ein blosses Abbild ökonomischer Verhältnisse und machtpolitischer Interessen ist. Vielmehr hat es seine eigene Macht und wirkt auf beides zurück, auf das Ideelle und das Materielle.





Nikola Doll, Jahrgang 1970, ist Kunsthistorikerin. Sie leitet die Provenienzforschung am Kunstmuseum Bern und verantwortet die Erforschung der Sammlungen des Museums und des Legats von Cornelius Gurlitt. Ausserdem lehrt sie an den Universitäten Genf und Bern. Zu ihren früheren Projekten gehört die Quellenedition *Geschichte der Kunstgeschichte im Nationalsozialismus.*

Gelesen habe ich das Buch zu Beginn des Studiums, seine Bedeutung in der Fachgeschichte erschloss sich mir erst am Ende. Mit *Bau und Überbau* demonstrierte Warnke nicht nur, wie vielschichtig Kunstwerke in ihren philosophischen, politischen, sozialen und ökonomischen Zusammenhängen sind: Er legte auch den Finger in eine Wunde der Kunstgeschichte im westlichen Nachkriegsdeutschland, indem er Forschungsansätze wieder aufnahm, die bis zur Vertreibung oder Ermordung jüdischer Wissenschafterinnen und Wissenschafter durch das nationalsozialistische Regime existiert hatten. Damit sollte er die Entwicklung des Fachs vorwegnehmen, die Erweiterung hin zu materieller Kultur, Bild- und Medienwissenschaft, Architektur- und Raumtheorie. |G|

Illustration: Agata Marszalek

Landesmuseum Zürich.

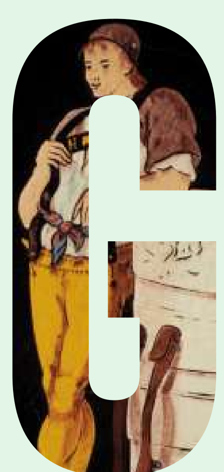
SCHWEIZERISCHES NATIONALMUSEUM. MUSÉE NATIONAL SUISSE. MUSEO NAZIONALE SVIZZERO. MUSEUM NAZIUNAL SVIZZER









DIE SAMMLUNG

Schweizerische Eidgenossenschaft
Confédération suisse
Confederazione Svizzera
Confederaziun svizra

Eidgenössisches Departement des Innern EDI
Département fédéral de l'intérieur DFI
Dipartimento federale dell'interno DFI

STIFTUNG WILLY G. S. HIRZEL

ALICE UND LOUIS KOCH-STIFTUNG

WILHELMINA VON HALLWIL-STIFTUNG